

Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH

3/10

Mundart politisch

**Der «Kleine Sprachatlas
der deutschen Schweiz»**

Pedro Lenz

«Grüfnisch»

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz 18. Jahrgang Nummer 3 / 2010

INHALT

Schweizer Deutsch als Politikum	2
Mundartforschung für alle Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz Von Ruedi Schwarzenbach	3
Mundart politisch	6
Ernst Burren, Schnee schufle Von Jürg Bleiker	8
Pedro Lenz, Der Goalie bin ig Von Stephan Frech	9
Pedro Lenz, Tanze wi ne Schmäterling Von Julia Bachmann-Schwarzenbach	10
Vargas Llosa, mein grosses Vorbild Von Pedro Lenz	12
Werner Marti 90jährig Von Alfred Vogel	13
Zur «Berndeutsch-Grammatik» von Werner Marti Von Arthur Baur	15
Arthur Baur (1915–2010)	17
Gehört und gelesen	18
«Grüfnisch» – eine alte Schülersprache lebt wieder auf Von Stephan Frech und Franziska Müller	19
«Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Hochdeutsch und Schweizerdeutsch» Von Peter von Matt	21
Friedrich Dürrenmatt: Zu einem Sprachproblem	26
Zürichdeutsch	28
edgar euel	29
Das Kreuzworträtsel	30
Abonnementsbestellung	32

IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Herausgeber

Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

Redaktionskommission

Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)

Redaktion

Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

Vertrieb, Abonnemente, Probehefte

Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich

Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6
Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrektorat: Alfred Vogel und Julia Bachmann-Schwarzenbach
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

Mit Förderung des **MIGROS kulturprozent**

ISSN 1663-2338

Im Herbst 2010

Mundartforschung für alle: Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz

Welch ein Brückenschlag ins Sprachleben! Dialektologinnen und Dialektologen haben sich zum Experiment zusammengefunden, die sprachgeographischen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte in ein fundiertes, anschauliches und leicht verständliches Bilderbuch der schweizerdeutschen Dialektvielfalt umzusetzen – und das Vorhaben ist geglückt.

Seiten 3–5

«Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!»

Gewaltig rauscht der Blätterwald, seit der Tages-Anzeiger einem Text von Peter von Matt diesen reisserischen und irreführenden Titel verpasst hat. Wie von Matt und seine Leser die Deutschschweizer Sprachsituation sehen und was sie davon halten.

Seiten 21–25

Mundart politisch

Was der Bundesrat vom Schweizerdeutschen hält und wie die Mundart in letzter Zeit in die politische Agenda geraten ist.

Seiten 2, 6–7

Pedro Lenz

Keine Vorlesetermine hat Pedro Lenz mehr frei bis im nächsten Frühjahr – und wer ihn hört oder liest, erlebt einmal mehr, was Mundartliteratur sein kann: Literatur vom Besten. Lesen Sie unsere Besprechungen von *Tanze wi ne Schmärtlering* und des *Goalie* und den Essay über *Vargas Llosa, mein grosses Vorbild*.

Seiten 9–12

«Grüfnisch» - jugendliches Kauderwelsch aus Winterthur

Franziska Müller erklärt, wie man diese Schülersprache generiert, und demonstriert es gleich selbst in einer Tondatei auf unserer Webseite.

Seite 19 f. und www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Die Webseite ergänzt und aktualisiert diese Zeitschrift, enthält Dossiers und ein Archiv, auch für Beiträge aus früheren Jahrgängen, lädt zu Leserbriefen und Briefkastenfragen ein und bringt weiterführende Links zu Grundlagenwerken und Institutionen.

rs. Nationalrat Antonio Hodgers aus Genf verlangt die offizielle Anerkennung der schweizerdeutschen Dialekte als gesprochene Regionalsprachen. Der Bundesrat beantragt die Ablehnung seiner Motion – weil ihr Ziel bereits erreicht sei. Es sei klar und unbestritten, dass «der Begriff der Landessprachen in der Bundesverfassung generell und umfassend zu verstehen ist: Gemeint sind alle Formen der vier erwähnten Sprachen, die schriftlichen und die mündlichen, einschliesslich der verschiedenen Idiome und Dialekte.»

Merkwürdig: Leserbriefseiten sind voll von Reaktionen auf Peter von Matts Plädoyer für die Mundart und das Hochdeutsche. Von einer bundesrätlichen Definition unserer Landessprachen dagegen nimmt man kaum Notiz. Vielleicht weil es keine treffendere gibt.

Der Bund anerkennt also das Deutsch der Schweizer in seinen verschiedenen Formen, aber deren Stellung und Verwendung ist nicht seine Sache. Bildung, auch Sprachbildung, ist Sache der Kantone. Sie setzen in ihren Lehrplänen die Ziele, stecken die Inhalte ab und regeln die Methoden.

Schön, wenn Bernhard Pulver als Berner Erziehungsdirektor sagen kann, dass die heute aktuellen Forderungen nach mehr Mundart oder auch nach mehr Hochdeutsch im Kanton Bern offene Türen einrennen. Der Berner Lehrplan von 2006 sei in der Sprachenfrage bewusst liberal. In der Volksschule solle «grundsätzlich, gezielt und bewusst Hochdeutsch» gesprochen werden, was auch Spielraum lasse für den Dialekt.

Für den Kindergarten verlangt der Berner Lehrplan keine Hochdeutschquote, sondern einen «differenzierten und spielerischen Umgang» mit der Mundart wie auch dem Hochdeutsch. Für die

Kleinsten gebe es keine Hochdeutschpflicht, und es sei auch keine vorgesehen, sagt Pulver in einem Interview mit der Berner Zeitung. Und überdies komme es im Schulzimmer weniger auf Sprachquoten, Lehrpläne und Bildungsreformen als auf gute Lehrerinnen und Lehrer an.

Unterdessen musste man im Kanton Zürich eine Initiative «Ja zur Mundart im Kindergarten» lancieren, weil die Bildungsdirektion 2008 einen Lehrplan erlassen hatte, in dem sie für den Gebrauch von Mundart und Hochdeutsch im Kindergarten eine Quotenregelung traf, und zwar im besten Bildungsjargon: «Die weniger oft verwendete Unterrichtssprache soll mindestens in einem Drittel der Unterrichtszeit des Kindes durch die Lehrperson gesprochen werden.» Niemand zweifelt daran, dass man im Kindergarten einen guten Boden für das Hochdeutsche legen kann. Aber die Zürcher Bildungsdirektion scheint ihre «Lehrpersonen» im Unterschied zu den Bernern für unfähig zu halten, mit den Unterrichtssprachen Mundart und Hochdeutsch von sich aus altersgerecht, situativ, spielerisch und differenziert umzugehen.

In diesem Fall ist das Deutsch der Schweizer durch einen fragwürdigen Lehrplan in die politische Agenda geraten. Neuerdings besetzen auch Parteien das Thema: Die SVP ruft in einem Grundlagenpapier nach Mundart im Kindergarten und in der Volksschule. Im Kindergarten soll sie Schul- und Umgangssprache sein, weiter oben mindestens Pausensprache bleiben. Spracherziehung braucht allerdings mehr als solche punktuellen Regelungen: Sprachbewusstsein, Sprachgefühl und sprachliches Können.

Mundartforschung für alle

Ein Markstein der schweizerdeutschen Dialektologie

Von Ruedi Schwarzenbach

Die Gratwanderung zwischen einem wissenschaftlichen Grundlagenwerk und einem Paperback «für Dialektfans und jene, die es werden wollen» ist geglückt! Mit diesem Gemeinschaftswerk von Dialektologen der Universitäten Basel, Freiburg und Zürich und des Schweizerischen Idiotikons liegt nun ein handlicher und wohlfeiler «Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz» (KSDS) vor, von dem nur Gutes zu sagen ist.

Zwei Grundlagenwerke tragen die schweizerdeutsche Mundartforschung: das schweizerische Idiotikon oder Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (1881 ff.) und der Sprachatlas der deutschen Schweiz (1962–1997).

Die Gründerväter des Idiotikons stellten sich vor anderthalb Jahrhunderten vor, ihr Wörterbuch werde nicht nur zu einer sprachwissenschaftlichen Bestandesaufnahme, sondern auch zu einem Volksbuch, aus dem die Grossväter am Feierabend im häuslichen Kreis vorläsen. Inzwischen sind in 130 Jahren 15 Bände erschienen und der 16. mit dem Buchstaben W ist in Arbeit. Seit kurzem ist zwar der Online-Zugriff auf die bisherigen Bände möglich («Bildschirm statt Ofenbänkli»), eine Volksbuch-Ausgabe muss aber bis zum Abschluss dieses Generationenwerks warten.

Ganz anders beim Sprachatlas der Deutschen Schweiz, dem sprachgeographischen Grundlagenwerk mit seinen acht grossformatigen Kartenbänden. Von ihm liegt nun ein Volksbuch vor: Ebenso präzise und fundiert wie anschaulich und vergnüglich «erzählt es für alle Dialekt-Fans und jene die es werden wollen, von der Geschichte und der Herkunft der Wörter» (Klappentext). Eine grosse und schöne Geste der schweizerdeutschen Mundartforschung: eine Brücke zu ihrer Sprachgemeinschaft, welche – weitgehend mit Mitteln der Kantone und des Bundes – die beiden Grundlagenwerke auch finanziert hat.

Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz (KSDS) beruht ganz auf dem grossen SDS. Was die Verfasser mit den Möglichkeiten und Grenzen einer solchen Umsetzung und mit ihren Kommentaren erreicht haben, ermisst man am besten, wenn man sich in die eine und andere Karte vertieft:

KLEINER SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ

Herausgegeben von Helen Christen, Elvira Glaser, Matthias Friedli.

324 Seiten, 120 farbige Karten. Verlag Huber. Frauenfeld 2010. Fr. 29.90. ISBN 978-3-7193-1524-6.

Karten: Manfred Renn

Kommentare: Niklaus Bigler, Andreas Burri, Helen Christen, Matthias Friedli, Thomas Gadmer, Elvira Glaser, Martin Hannes Graf, Walter Haas, Christoph Landolt, Heinrich Löffler, Andreas Lötscher, Hans-Peter Schifferle
Lektorat: Gabriela Bart

Die Karten sind auch online zugänglich: www.ofv.ch/kleinersprachatlas

INHALT

Die **Einleitung** skizziert die sprachgeschichtlichen Hintergründe, auch im Rahmen der viersprachigen Schweiz, und das Sprachleben in der Deutschschweizer Diglossie.

Die 78 Karten und Kommentare zum **Wortschatz** gliedern sich in die Gruppen
I Mensch und Gesellschaft
II Küche und Haushalt
III Natur, Landwirtschaft und Handwerk
IV Vergangene Lebenswelten und Bezeichnungen

Die 42 Karten und Kommentare zur **Grammatik** sind aufgeteilt nach Vokalen, Konsonanten und Formen.

Ein einladender und hilfreicher **Anhang** erklärt in einem Glossar die in den Kommentaren verwendeten Fachbegriffe und führt in einem Personenverzeichnis durch die Ahnengalerie der Dialektologie - von Albert Bachmann über das Totenmügerli bis zu Huldrych Zwingli.

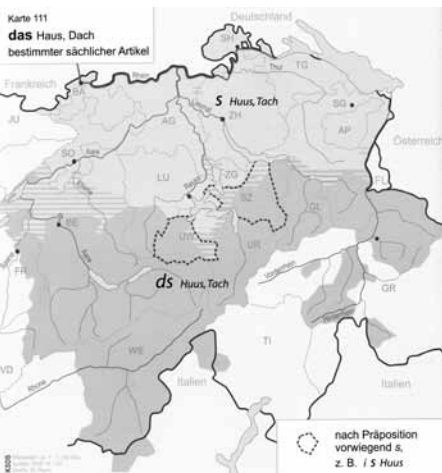
Frei verteilte **Textfelder** enthalten weiterführende Informationen zu Themen wie den Alemannen, der Volksetymologie, dem Chochichäschtl-Orakel und dem Vokalviereck.



Karte 120 gehen lassen

Die letzte Karte des KSDS zeigt die beiden Wortstellungsvarianten von «gehen lassen»: eine Syntaxkarte also, was dem Kommentator Anlass gibt, ein Textfeld zum «Satzbau des Schweizerdeutschen» einzufügen. Erstaunlich einfach ist in diesem Kartenbild die grossflächige Verteilung der beiden Stellungsmöglichkeiten: *la gaa* im Süden und im Westen und bis weit in den Kanton Zürich hinein, *gaa laa* (wie neuhochdeutsch) im Norden und Osten

bis ins Glarnerland und das Churer Rheintal. Um so schwieriger die Erklärung, in der Andreas Lötcher an die Grenze dessen geht, was dem Laien zuzumuten ist – aber es gelingt ihm, nicht nur den sprachgeschichtlichen Vorgang der Anlehnung ans Schriftdeutsche im Nordosten, sondern auch die Stellungsvarianten in der Gruppenbildung von «lassen» mit abhängigem Infinitiv oder von Modalverben mit Infinitiv allgemein verständlich darzustellen.



Karte 111 das Haus, Dach

Unscheinbarer könnte der Unterschied nicht sein als der zwischen *s Huus*, *s Tach* und *ds Huus*, *ds Tach*. Aber er zeigt eine Konstante der Raumstruktur des Schweizerdeutschen, einen sogenannten Nord-Süd-Gegensatz, entlang einer Grenzzone zwischen Walensee und Bielersee. Dort, wo die beiden Gebiete aufeinandertreffen, treten beide Formen nebeneinander auf. In den beiden gestrichelt umrandeten Gebieten in Schwyz und Obwalden

gilt eine Sonderregelung nach Präposition: hier heisst es nicht *i ds Huus*, sondern *i s Huus*. Im Kommentar erklärt Elvira Glaser die Bildung der abgeschwächten Formen und weist auf deren Kontrast zum Demonstrativpronomen *daas* hin. Als auffälliges Merkmal von Dialekten ganz im Norden hat sich eine Form ohne auslautendes -s entwickelt: *Taar dä da?* *Dä taar da*. *Da dää da taar!*

Anfangsstück des Brotes

Aabiis, Aabitz, Aagünkli, Aahau, Aahäuel, Aahäueli, Aahauer, Aahai, Aahauli, Aahäuli, Aahäulig, Aamündli, Aamünggel, Aanhauer, Aanhai, Aanschnitt, Aaschnitt, Aaschüssli, Aateckel, Änggel, Bäggli, Bedeli, Birzi, Bode, Bödel, Bödeli, Böüdeli, Bueb, Butti, Büürzi, Chappe, Chappi, Chäppi, Chappli, Chäppli, Chifu, Chnubel, Chopf, Chöppli, Chropf, Chröpfli, Chüneli, Dechel, Decheli, Deckel, Deckeli, Deggeli, Ellbögli, Enggji, Füessli, Fux, Gibel, Gipf, Gipfel, Gipfl, Götsch, Grindli, Grischgji, Grischta, Grischte, Grischtji, Grübel, Gruschgi, Gruschgji, Gruschji, Gruschta, Gruschte, Gruschti, Gruschtu, Gupf, Güpfi, Güppli, Gutsch, Gütsch, Höräli, Houdi, Houeli, Houti, Hüeti, Hügel, Huppi, Mänggel, Mänggeli, Miigerli, Mockli, Muger, Mugerli, Muggi, Mumpf, Mumpfu, Mündli, Münggel, Münggu, Mürgel, Murgg, Mürggeli, Mürggi, Mürggli, Mürgu, Mutsch, Mütsch, Mutscheli, Mutschi, Mutschli, Mütschli, Mutschu, Muuger, Müürgel, Müürgeli, Müürggi, Müürggl, Müürgu, Naasa, Obenääbli, Obenööbli, Ober-rüft, Oobenab, Ox, Poppeli, Puggel, Puppi, Püüzi, Reifteli, Reiftli, Rossji, s ober Stuck, Scheerb, Scheerbe, Scheerbli, Spitz, Stumpe, Teckel, Teckeli, Totsch, Wegge, Zipfel, Zipfeli, Zopf, Zopfe, Zöppli

Liste 142 Anfangsstück des Brotes

Manche Wörter entziehen sich der Darstellung auf einer Karte, sei es, dass die Zahl der Varianten und Synonyme zu gross ist, sei es, dass sich keine klare räumliche Verteilung abzeichnet. In solchen Fällen bringt der KSDS alphabetische Wortlisten. Im Hinblick auf den Aufsatz von Peter von Matt weiter hinten in diesem Heft habe ich das Beispiel des Anfangsstücks des Brotes gewählt. Die Liste des KSDS ist mit 143 Wörtern noch umfangreicher als die seinige mit 27, mit welcher er seine Vorstellung von den Dialekten «als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse» veranschaulicht.

Karte 87 **schneien**

Zur Stunde, in der ich diese Zeilen schreibe, wirbelt November-schnee vor dem Fenster. Aber «schneien» tut es überall in der deutschen Schweiz, es geht also nicht um eine Wortschatz-, sondern eine Lautungsfrage.

Die Sprachlandschaft erscheint zweigeteilt: In den roten (hier dunkelgrauen) Teilen gilt ein langes ii, im grünen (hier hellgrauen) Teil ein Diphthong: bei uns am Zürichsee mit hellem, geschlossenem e, in der Gegend der unteren und mitt-

leren Thur mit ä oder a als erstem Vokal (dunkelgrün, hier ebenfalls dunkelgrau). Es ist die klassische Karte für die sogenannte Hiatusdiphthongierung, welche das Hochstalemannische im Süden vom Hochalemannischen im Norden trennt. Eine Lautkarte also, die zeigt, wie Vokalqualitäten sprachgeographisch raumbildend wirken. «Hiatusdiphthongierung» ist im Glossar erklärt, «Hochstalemannisch» leider nicht, obwohl die Einleitung auf Seite 28 sogar eine Karte dazu bringt.



Karte 10 **kneifen**

Mit dem Gegensatz der Typen *chlemme* im westlichen Mittelland und *chlüübe* im östlichen zeigt sich an diesem Wort einer der vielen West-Ost-Gegensätze (dazu auch die Einleitungskarte S. 30). Mit den im Original violetten Gebieten bei den Südwälsern (*pitzigoru* und *bitzlu*) und im Bündnerland (*pitzge*) erscheint auf dieser Karte auch die Sprachgruppe der Wälsler. Mit *zwirgge* und *zwenggu* stossen wir auf höchstalemannische Wörter als Beispiel

für ein «Wallisertiitsch», das man in der «Üsserschwyz» nicht versteht.

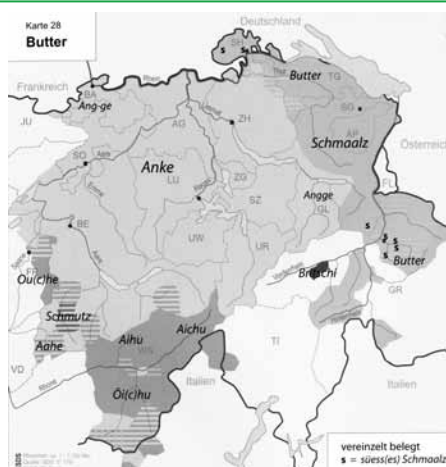
An den Belegen südlich des Zürichsees, wo gleich 4 Typen kleinräumig nebeneinander auftreten, habe ich einen Vergleich mit der Originalkarte SDS IV 92 angestellt. Er zeigt, wie knifflig die darstellerischen Probleme bei der Umsetzung von punktgenauen Symbolkarten in Farbflächenkarten stellenweise gewesen sind und wie gut sie gelöst worden sind.



Karte 28 **Butter**

«Butter» ist ein sogenanntes Demonstrationswort mit normativem Anspruch: *Uf Züritütsch säit me richtig «Anke»!* Das Wort *Butter* – im Dialekt meistens *der Butter* – tritt aber in Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen und in Nordbünden als normales Mundartwort auf, oft allerdings in Opposition zu *Schmaalz*. Das Aufkommen des dem Schriftdeutschen entsprechenden *Butter* als sogenanntes Marktwort überall im *Anke*-Gebiet wird im Kartenbild nicht

sichtbar, ist aber im Kommentar thematisiert: «Eine aktuelle Umfrage zur Bezeichnung der Butter in der Mundart hat gezeigt, dass sich das Wort *Butter* im Vergleich zur nebenstehenden Karte weit ausgebreitet hat und mittlerweile in der ganzen Deutschschweiz flächendeckend verwendet wird.» Der Hinweis veranschaulicht, wie die Bearbeiter auch darauf bedacht sind, Sprachwandelvorgänge in der Gegenwart über das SDS-Material hinaus zu berücksichtigen.



10.3599 – Motion Hodgers

«Anerkennung der schweizerdeutschen Dialekte als Regionalsprachen»

Der Bundesrat beantragt Ablehnung der Motion und begründet dies wie folgt:

rs. Ein ganzes Paket von parlamentarischen Vorstössen hat Antonio Hodgers aus Genf am 18. Juni 2010 im Nationalrat eingereicht [SCHWEIZERDEUTSCH 2/10, 3–6]. In der Motion «Anerkennung der schweizerdeutschen Dialekte als Regionalsprachen» schlägt er eine Änderung des Sprachengesetzes von 2007 vor, wonach «die wichtigsten schweizerdeutschen Dialekte als Regionalsprachen anerkannt werden und diese Dialekte der Liste der Regional- oder Minderheitensprachen der Europäischen Charta von 1992 angefügt werden sollen.»

Der Bundesrat beantragt am 1. September 2010 Ablehnung der Motion. Bemerkenswert in seiner Begründung ist die Feststellung, dass der Begriff der Landessprachen in der Bundesverfassung generell und umfassend zu verstehen ist: «Gemeint sind alle Formen der vier erwähnten Sprachen, die schriftlichen und die mündlichen, einschliesslich der verschiedenen Idiome und Dialekte». Daraus ergibt sich, dass «alle Deutschschweizer Mundarten verfassungsrechtlich anerkannt und geschützt sind».

Eine derart grundsätzliche und klare Sicht der Sprachverhältnisse in der Schweiz möchte man allen Meinungsmachern in unserer Sprachpolitik wünschen.

«Artikel 4 der Bundesverfassung nennt die vier Landessprachen. Die Bestimmung sagt nicht, was genau mit «Deutsch» gemeint ist. Es herrscht in der Lehre jedoch Übereinstimmung darin, dass der Begriff der Landessprachen in der Bundesverfassung generell und umfassend zu verstehen ist: Gemeint sind alle Formen der vier erwähnten Sprachen, die schriftlichen und die mündlichen, einschliesslich der verschiedenen Idiome und Dialekte (siehe M. Borghi, *Langues nationales et langues officielles*, in D. Thürer, J.-F. Aubert, J.P. Müllert, Hrsg., *Verfassungsrecht der Schweiz*, Zürich 2001, S. 594).

Es besteht kein Zweifel daran, dass die schweizerdeutschen Dialekte Ausprägungen der deutschen Sprache sind. Damit sind alle Deutschschweizer Mundarten verfassungsrechtlich anerkannt und geschützt. Sie sind auch im Sprachengesetz vom 5. Oktober 2007 immer mitgemeint, wo das Deutsche gemeint ist, ausser wenn das Gesetz dies ausdrücklich ausschliesst, wie zum Beispiel in Artikel 5 Absatz 2 («Die Bundesbehörden verwenden die Amtssprachen in ihrer Standardform.»)

Die Motion möchte überdies, dass die Deutschschweizer Dialekte als Regional- oder Minderheitensprachen in die Sprachenlisten der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen vom 5. November 1992 aufgenommen werden. Artikel 1 Buchstabe a der Charta definiert den Begriff der Regional- oder Minderheitensprachen. Demnach ist eine Regional- oder Minderheitensprache eine Sprache, die sich von den Amtssprachen des betreffenden Staates unterscheidet, und es darf sich nicht um einen Dialekt der Amtssprache des Staates handeln. Demnach können die schweizerdeutschen Dialekte nicht als Regional- oder Minderheitensprachen im Sinne der Charta gelten, denn sie sind Ausprägungen der deutschen Sprache und Dialekte des als Landes- und Amtssprache anerkannten Deutschen.»

© Das Schweizer Parlament / CH - 3003 Bern. www.parlament.ch 19.11.2010.

DIE WELTWOCHEN vom 28. Oktober 2010

«Mundart verboten!

Hochdeutsch im Kindergarten: Der neue Schweizer Sprachenstreit»

rs. Im Kanton Zürich steht eine Volksabstimmung über die Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten» bevor. Auch im Kanton Basel-Stadt ist eine solche Initiative unterwegs, und im Kanton Luzern läuft eine Unterschriftensammlung. Unter dem Titel «Frühdeutsche Verwirrung» legen Daniela Niederberger und Philipp Gut in der «Weltwoche» die Ergebnisse ihrer umsichtigen, präzisen Recherchen vor, aus der wir folgende Gedanken herausgreifen.

- Die Bildungsbehörden der Deutschschweizer Kantone möchten den Dialekt aus den Kindergärten verbannen, weil sie eine «ablehnende Haltung unserer Mundartgesellschaft gegenüber dem Hochdeutschen» feststellen und die Standardsprache umfassender fördern wollen.
- Kindergärtnerinnen, Lehrer und Bildungsexperten weisen dagegen auf die Bedeutung der Dialekte als Erst- und Umgangssprache hin. Darin haben die Kinder ihre Beziehungen zu den Personen, Dingen und Vorgängen ihrer Umwelt aufgebaut. Sie bereitet und nährt den Boden, auf dem eine altersgerechte Einführung in die Formen und die Welt der Standardsprache Wurzeln schlagen kann. Mundart und Standardsprache entwickeln sich auch in der Schule in jener steten Wechselwirkung, welche die deutschschweizerische Sprachsituation prägt – die «Weltwoche» weist in diesem Zusammenhang auf Peter von Matts Plädoyer für die beiden Formen des Deutschen in der Schweiz hin: «Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat».
- In einem «Lob des Besonderen» zeigt die Linguistin Elvira Glaser am Beispiel des *Bütschgi* die bunte Vielfalt der Mundarten und deren Wortschatz für das Besondere auf. Bemerkenswert, dass auch dem Hochdeutschen ein überall gültiges neutrales Wort für diesen Überrest eines Apfels fehlt.

Die Zürcher Initiative verlangt eine Änderung von § 24 des Volksschulgesetzes: *Unterrichtssprache in den ersten beiden Jahren nach der Einschulung (Kindergartenstufe) ist grundsätzlich die Mundart, ab dem dritten Jahr (Primar- und Sekundarstufe) grundsätzlich die Standardsprache.*

Begründung: *Neu muss auch im Kindergarten in einem erheblichen Umfange Standardsprache gesprochen werden. Damit ein sinnvoller, altersgerechter Spracherwerb sichergestellt wird, soll nach den Vorstellungen der Initianten aber wie bisher im ersten Jahr kein Unterricht in Standardsprache erfolgen und im zweiten Jahr nur in geringem Masse. So behält auch die Mundart, wichtiger Teil unserer Kultur und Identität, weiterhin den ihr gebührenden Platz im Bildungswesen. Und hier aufwachsende Kinder aus fremdsprachigem Milieu können sich dank der Mundart besser integrieren.*

Der Zürcher Regierungsrat stellt sich gegen die Initiative und unterbreitet dem Kantonsrat einen Gegenvorschlag. Im Volksschulgesetz soll verankert werden, was der Bildungsrat im Sommer 2008 im Kindergarten-Lehrplan festgelegt hat: Der Unterricht findet zu je mindestens einem Drittel in Hochsprache und in Mundart statt. Diese Lösung gebe den Kindergärtnerinnen Handlungsspielraum, um auf lokale Verhältnisse einzugehen. Im Moment zeichnet sich ein Abstimmungskampf ab.

Mehr unter www.mundart-kindergarten.ch.

Ernst Burren

Schnee schufle

Mundartgeschichten

Von Jürg Bleiker

«Mundartgeschichten» heisst der Untertitel von Ernst Burrens «Schnee schufle». Was den Untergrund dieser Geschichten ausmacht, kennen wir alle, vom Schneefall über Strassengewalt, Depressionen, neue Freundinnen, Ausgrenzungen, Kinderpornografie, Demenz, verpasste Gelegenheiten und so vieles mehr – kein frohes Bündel lustiger Ereignisse, aber die Vorgänge selber sind nur Ausgangspunkt für Gedankenketten, Selbstgespräche, Dialoge mit schattenhaften Partnern, wo versucht wird, mit den zum Teil banalen, zum Teil verstörenden Ereignissen fertig zu werden, sie ins eigene Lebensbild einzufügen. Da helfen ein Stück weit schlichte Resignation – *me cha doch nid aues im griff ha* – machen sich Vorurteile breit – *das isch haut scho afe unheimlich, was do für lüt i üsem dorf läbe* – stehen allerhand Fragen auf – *wies am kürtu i dere geischtige wäut geit, das numti mi scho wunger* – brennen Einsichten in der Seele – *me wartet i so situazione vüu zlang bis me sich einisch seit, so jetze längts, jetze hani gnue und go* – und das Eindringliche dieser Gedanken liegt daran, dass sie nicht zensiert werden, nicht auf Partnerwirkung abgestimmt sind, sondern im eigenen Kopf unausgesprochen ablaufen. Unwillkürlich ist der Leser den gleichen Fragen ausgesetzt, erkennt sich oft selbst (nicht unbedingt eine erfreuliche Begegnung), beginnt selber Gedanken mitzuspinnen. Wir kennen diesen Vorgang aus Burrens früheren Büchern. Dabei trägt die Mundart entscheidend dazu bei, dass wir nicht ausweichen können. Es ist bewundernswert, wie sparsam, wie genau richtig Burren die Mundart verwendet; seine Schreibung des solothurnischen Dialekts liest sich sehr flüssig. So fällt uns das Lesen nicht schwer, aber das Aufhören ist fast nicht möglich! Und beim Wiederlesen der Geschichten führen sie uns immer weiter in seelische Tiefen.

Ernst Burren, Schnee schufle. Mundartgeschichten. Cosmos Verlag. Muri bei Bern
2010. Fr. 29.90. ISBN 978-3-305-00414-0.

Aus: timbuktú daressalam, S.88
Bei einer überraschenden Einkaufsbegegnung mit dem ehemaligen Lehrer Maibach:

wo mir bim fleisch si agschtange
het dr maibach gseit
eigentlich wäri gärn göugrafiilehrer gsi
aber mit de schüeuere het me haut
scho gäng vüu problem gha
...
jetze bini füfeachtzgi und ha d frou verlore
dr beschd mönsch woni ha gha
mängisch bini scho fasch am verzwiifle

chuum het är mir echlei leid to
het är aber gseit
am meischte het mir s niwo
vo de schüeuere z schaffe gmacht
das isch scho bi üier klass furchtbar gsi
und nach üich ischs no gäng
wie himutruuriger worde

won är die zwe puleeflüg
und die zwöihundert gramm schwings-
gschnätzlets
zu disne sache het is wägeli gleit
hani dänkt
mir si vilecht nit die einzige gsi
won es bedänklchs niwo hei gha

Von Stephan Frech

In einer rauchigen Chnelle erzählt einer am Nebentisch aus seinem Leben. Vor ihm ein *Drüer* vom Roten oder ein *Kafi Fertig*. Er nervt, denn er redet so laut, dass man mithören muss. *Witz ... Witzwiu ... Voupension*. Er kommt aus dem Knast, irgendwelche *Giftgschichte*, also Drogen und so. – So etwa kann man sich den Goalie aus Pedro Lenz' Roman *Der Goalie bin ig* vorstellen. Der Leser fragt sich, ob er sich das wirklich antun soll. Soll er weiterlesen? ... Ja, er soll! Denn was sich wie ein alkoholgeschwängertes Geplauder am späten Abend anhört, ist ein packendes Stück Literatur. Verschriftete gesprochene Sprache: spoken word.

Und darin liegt das Faszinierende an Lenz' Roman, der für den Schweizer Buchpreis 2010 nominiert ist und im September bereits die 3. Auflage erlebt hat. Pedro Lenz bietet ein feinsinniges Sprachportrait vom Goalie, ein Zeit- und Sittengemälde, eine Milieustudie. In diesem Sprachportrait fallen jene Sätze auf, in denen der Ich-Erzähler wie im Titel sich selbst mit seinem Namen Goalie nennt. *I bi der Goalie, i bi dä, wo nöi aafobt*. Warum braucht er Zuspruch von sich selbst? Ist er mit sich selbst entzweit? *Vergisses einfach, Goalie, sägeni zumer*. Subtil gleitet der Text dabei vom monologischen Erzählen zu Dialogen zwischen ihm und den Menschen, auf die er trifft. Hinter dem scheinbar belanglosen Gequassel klingen immer wieder Passagen durch, die sich im Roman nach und nach zu einem Ganzen fügen. *Töu meine, i sig auben im Gou gschlange, wöu si mer überau Goalie säge. Aber dasch fautsch. Mi Name het nüt mit mire Position z tüe. Im Gou si denn aube nume die gschlange, wo me süsch nid het chönne bruche. Und mi het me chönne bruche*. Aber wird der Goalie heute gebraucht? Wehmütig verklärt der Goalie seine Kindheit, den Sportplatz, auf dem sie

tschueteten – *Isch eigetlech gar ke Schuttplatz gsi, numen e verdammte Rasestreife zwüschem Ritplatz und der Houptstross. Meh het üses Quartier nid chönne biete. Aber es het glängt. Denn het sowieso aues glängt. Wenns der guet geit, längt aus. Und mir, mir isches guet ggangen aus Goof, sehr guet*. Der Goalie lebt im Hier und Jetzt. *Was mir der Kick git, isch d Gägewart. ... I hange nid ar Zuekunft. Ig nid. I studiere nid ar Zukunft ume*. Dennoch beginnt er Pläne für die Zukunft zu schmieden, als er vom Haus in Spanien hört, das einer seiner Freunde geerbt hat: *Hammer vorgschtüt wi das wär, wemer dört unge würde hocke, schön ar Wärmi, i somene wisse, linigen Aazug, wo gängnue Luft düre loht, ufem Chopfe schöne Panama-Huet und ir Hang es Glas mit chli vo däm trochne Sherry und es paar Oliven und i bequeme Chorbsässle, wi di Chorbsässle, woden auben i dene Wohnheftli ggesch, wenn si ds Feriehus vomene Rii-che zeige. Eifach i somene Chorbsässu ufere Veranda am Schatte hocke, ohne Hektik. Eifach nume dörte si und warm ha und zueluege, wi d Sunnen ihres Bögli macht und süsch nüt. Tamisiech, das wär Mou wieder öppis! – Tamisiech ...* der Goalie spricht die Sprache der Gasse, und ohne wirklich vulgär zu werden, fließen eine Reihe von Flüchen und Schimpfwörtern in den Text ein, wie *verlogeni Liirihüng, gopferteli, himtruurigi Löffubuebe, tamisiech, Tubu, himustärne, Brätzelibueb, dä blöd Gschtabi*. Der Goalie ist *verbau aggressiv*, die schillernden Schimpfwörter fügen sich wie Mosaiksteine ins intendierte Sprachportrait. Das Gutachten des Gefängnispsychiaters wird in der Standardsprache wiedergegeben. Virtuos variiert Lenz die Stilregister, um die Situationen oder Personen zu beschreiben, und wechselt gezielt zwischen *du, sie* oder *ihr*. Um die Sprache seines erfundenen

Pedro Lenz

Tanze wi ne Schmäterling

Die Coiffeuse und der Boxer

Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

[Schluss von Seite 9]

Schwiegervaters, der in den gehobenen Kreisen von Burgdorf verkehrt, bitter ironisch zu imitieren, lässt der Erzähler ihn das R übertrieben rollen: *Was macht eigetlech öie Vatter prrueflech, weme darrf frrage? ... Jo, üse Schwiegerrsuhn isch jetzt no grrad e Zyt in Witzwiu im Strrafvouzug, ja-woll, e sehhh e feine junge Ma. Mirr hei Frroid, ärr isch sehhh engagiert, sehhh e beliebte Häfling, wunderschöni, stil-volli Tätowierrige und e schöne, länge Barrt. Doch, doch, eine vo de beschte Strrafgfangene im Kanton, exemplarisch und so ne aaständige Jüngling und soo iisichtig und so guet im Drräije vo grosse Joints.*

Mit Goalie hat der Autor eine Figur geschaffen, der man gerne zuhört. Auch in der verrauchten Kneipe. Doch beim Lesen stellt man sich auch gerne die Stimme von Pedro Lenz vor ... spoken word.

Pedro Lenz, *Der Goalie bin ig.* edition spoken script 4. [Verlag] Der gesunde Menschenverstand. Luzern 2010. Fr. 25.– ISBN 978-3-905825-17-6.

**«Kennet der der Muhammad Ali?»
froggt der Pole siner Kollege.**

**«Isch kei Frog, i weiss.
Der Muhammad Ali kennt jede.**

...

**Cheib chunnt zu mir! Dir gloubets äüä nid,
aber es isch woahr!
Der Ali chunnt zum Pole!
Der Ali chunnt zu mir!»**

Mohammad Ali kommt 1971 nicht nur zu Pole, dem Hauswart des Hallenstadions, sondern auch zu einem Zürcher Publikum und zu Regula, die als Coiffeuse in Oerlikon arbeitet. *Hej Boxer überhoupt e Frisur?*, ist ihre Frage auf die Bitte, ob sie Mohammad Ali die Haare schneiden könnte. Genau so bodenständig, offen, direkt und ehrlich bleibt sie auch, als sie wenig später tatsächlich die Haare des weltberühmten Boxers stutzt.

Ein ungleiches Paar, der Boxer und die Coiffeuse: *Du bisch wäutberüemt, und mi, mi kennt me nid emou bis Schwamedinge.* Und doch fühlen sie sich einander verbunden in ihrem Wunsch nach Respekt. Respekt für Ali als Schwarzen, Respekt für Regula als Frau, als einfache Coiffeuse.

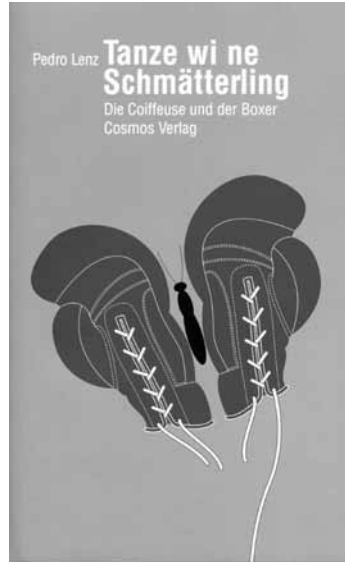
Zwei rote Boxhandschuhe und deren weisse Bündel als Flügel eines Schmetterlings auf goldenem Grund. Das Cover, das Pedro Lenz für seinen neuesten Roman gewählt hat, zeigt die Farben des Sieges und der Schweiz sowie das Symbol des Schmetterlings, der aus seinem Cocon schlüpft und sich entfaltet. Boxkunst und fili-graner Tanz eines Schmetterlings. Was auf den ersten Blick wie ein Gegensatz wirkt, vereint sich zu einer Einheit. *Float like a butterfly, sting like a bee* bezeichnete Ali selbst seinen Boxstil, oder eben *tanze wie ne Schmäterling und stäche wie nes Beiji.*

Linggs, linggs, linggs, rächts.
Linggs, linggs, linggs, rächts.
Linggs, linggs, linggs, rächts.
Linggs, linggs, linggs, rächts.

Rächts, rächts, rächts, linggs.
Rächts, rächts, rächts, linggs, linggs.

Und abe i d Chnöi
und dunge blibe
und langsam zrüg
und aben i d Chnöi
und dunge blibe
und langsam zrüg.

Rächts, rächts, rächts, linggs.
Rächts, rächts, rächts, linggs, linggs.



«Gloub mers, Mohammad Ali,
ender aus e Frou», seit d Regula,
«wird bi öich z Amerika
e Schwarze Präsident.»

Und der Ali lachtet, lachtet,
lachtet es wunderbars Lache,
cha nimm uffhöre lachen und seit:

«Dä häsch jetzt schön bbrocht,
mir und e schwarze Präsident,
mir z Amerika e schwarze Präsident,
läck mir, läck mir, läck mir,
Regula, wänn mir beidi
das no chönnten erläbe!»

Das liest sich so rhythmisch und musikalisch, dass es wie ein Sprechgesang oder wie ein Rap wirkt, der einen zum Bewegen und Mitsingen auffordert. Die Wiederholungen der Zeilen unterstützt diese Wirkung, und auch wer nicht im Boxsport zuhause ist, spürt die eigenen Fäuste förmlich im Rhythmus der Sprache nach vorne schnellen und den Körper tief in die Knie gehen.

Lenz' Sprache ist Musik, seine geschriebene Mundart ein Lied. Die Auseinandersetzung mit Mohammad Ali als Sportler und Kämpfer für die Rechte der Schwarzen ist fundiert recherchiert. So entsprechen sowohl die eingeflochtenen Anekdoten von Alis geklautem Fahrrad und dem «Rumble in the Jungle»-Kampf in Kinshasa als auch der Kampf im Zürcher Hallenstadion gegen Jürgen Blin belegten Tatsachen.

I am the greatest!, sei der erste englische Satz gewesen, den Pedro Lenz als Unterschüler in Langenthal gelernt habe. Es war die Zeit von Alis zweiter Karrierenhälfte, nachdem ihm 1967 seine Boxlizenz entzogen worden war, weil er sich geweigert hatte, in Vietnam Kriegsdienst zu leisten. Und es war auch eine Zeit, in der die Kinder noch so wenig fernsehen

durften, dass sich ihnen das, was sie gesehen haben, in die Erinnerung einbrannte. Die vom Fernsehen übertragenen Kämpfe, die Gespräche auf dem Pausenhof, die darauffolgenden Ausschmückungen und das Nachspielen von Alis Kämpfen kamen Pedro Lenz Jahre später wieder in den Sinn, als er in einem italienischen Nachtzug im Gepäcknetz eine Biographie des berühmten Sportlers fand. Erneut geriet er in dessen Bann, und zurück in der Schweiz besorgte er sich alle möglichen Biographien, Dokumente, Filme und Erinnerungsbücher.

Lenz' Faszination dieses Ausnahmesportlers ist ansteckend. Seine liebevolle Beschreibung lässt Verständnis und Sympathie für Ali aufkommen, auch wenn wir Schweizer vielleicht Mühe damit haben, wenn jemand von sich sagt, er sei der Grösste.

Pedro Lenz, Tanze wi ne Schmäterling. Die Coiffeuse und der Boxer. Cosmos Verlag Muri bei Bern 2010. CHF 25.– ISBN 97978-3-305-00426-3.

Pedro Lenz

Vargas Llosa, mein grosses Vorbild

München, Englischer Garten, ich trinke ein Helles und versuche, mein Gehör auf den Klang der bayrischen Umgangssprache zu eichen. [...] Eine Redaktorin aus Zürich ruft an. Sie erkundigt sich, ob mir zum spanisch-peruanischen Schriftsteller Mario Vargas Llosa etwas einfallt. Warum? Weil soeben bekanntgeworden sei, dass er den Literaturnobelpreis erhalten habe. Grossartig, entfährt es mir, ein grossartiger Autor! Aber hat er den Nobelpreis nicht längst bekommen? Nein, er sei nur immer als einer der Favoriten genannt worden, aber jetzt rufe sie an, um zu fragen, ob ich etwas über ihn schreiben könne. Das täte ich gerne, antwortete ich, aber zurzeit sei ich unterwegs auf Lesereise. Das sei doch kein Hinderungsgrund. Da muss ich der Redaktorin recht geben. Denn ich habe Mario Vargas Llosa einiges zu verdanken. Durch die Lektüre von Büchern wie «Die Stadt und die Hunde» oder «Gespräche in der Kathedrale» bin ich ein anderer Mensch geworden. Beziehungsweise ein anderer Leser. Was praktisch das Gleiche ist. Die Stimmen, die Figuren, die Sprachenvielfalt, die der Schriftsteller in diesen Romanen auftauchen lässt – sie haben mir die Türe zu einer neuen Erzählwelt aufgestossen. Der Peruaner kann jeder Figur ein anderes Spanisch in den Mund legen. Ob Soziolekte, Dialekte, regionale Färbungen, persönliche Färbungen, individuelle Sprachmelodien ... Vargas Llosa benutzt die Sprache so frei und so vielschichtig, dass einem beim Lesen die Ohren wackeln. Das Spanische hat ja, wie auch das Französische, ein offizielles, verbindliches Wörterbuch der Akademie für Sprache. Mario Vargas Llosa war als Schriftsteller immer unabhängig genug, dieses Wörterbuch in seinem Kopf und in seinen Romanen beliebig zu erweitern, lange bevor er selbst Mitglied der Königlich Spanischen Akademie wurde.

Vielleicht ist es übertrieben, an dieser Stelle zu behaupten, allein die Lektüre von Vargas Llosas Büchern habe mich zum Verfasser von Mundartliteratur gemacht. Und

doch waren es in meinem Fall – ich bin als Sohn eines Ostschweizers und einer Spanierin im bernischen Langenthal aufgewachsen und habe Spanisch studiert – genau solche Leseerfahrungen, die mich dazu animiert haben und bis heute noch animieren, die vielen Möglichkeiten der Sprache auszuloten.

Noch heute ist die Literaturwelt voller Kleingeister, die glauben, es gebe irgendwo beim lieben Gott eine Unterteilung in hohe und niedere oder in richtige und falsche Sprachen. Noch ist die Bereitschaft, sich mit Sprachvarianten auseinanderzusetzen, in der Literaturwelt viel zu wenig verbreitet. Noch wird man als Verfasser von Mundarttexten zuweilen gefragt, ob man sich für den Sprung zur Hochsprache denn schon bald bereit fühle – als wäre Literatur etwas wie Hochsprung und Luther-Deutsch die Querlatte. Als wäre es ein Ziel jedes Schriftstellers, möglichst dudenkonform zu schreiben.

Dabei gab es die Sprache immer vor den Wörterbüchern und die Mündlichkeit immer vor der Schriftlichkeit. Gerade Mario Vargas Llosa, der in Wissenschaft und Literatur gleichermassen zu Hause ist, ist in diesen Zusammenhängen sehr bewandert. Für mich ist er ein Mundart-schriftsteller im besten und offensten Sinn des Begriffs. Er hat sich über Sprache, über die Art, wie Sprache in verschiedenen Schichten, verschiedenen Regionen, verschiedenen Epochen und verschiedenen Lebenssituationen verwendet wird und darüber, wie sich Mündlichkeit literarisch nutzen lässt, ein unendliches Wissen angeeignet. So wie der mir im Englischen Garten in München gegenüber-sitzende, ein Kotelett essende Mann schaut Mario Vargas Llosa seine Knochen sehr genau an. Mich freut, dass er dafür belohnt wird.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors. Zuerst erschienen in der NZZ am Sonntag vom 17.10.2010.

Werner Marti 90jährig

Am 5. September dieses Jahres hat der Dialektologe und Schriftsteller Werner Marti in Biel seinen 90. Geburtstag feiern können. Der Verein Schweizerdeutsch (VSD) hat ihn anlässlich der letzten Generalversammlung zum Ehrenmitglied ernannt, «in Anerkennung seiner Verdienste um die berndeutsche Sprache und um den Verein Schweizerdeutsch».

Von Alfred Vogel, Präsident des VSD

Wir durften ihn kürzlich in seinem Haus am Lindenweg besuchen und dabei etwas spüren von diesem wachen, anregenden Geist. Werner Marti führte uns zunächst durch seinen Garten mit den schwerbehängenen Apfelbäumen, hinüber in seine Klausur, die er sich vor Jahrzehnten aus einem ehemaligen Hühnerhaus zurechtgemacht hatte: eine Gelehrtenstube mit Bücherwänden, Computer, einer Liege; und auch das Haustelefon fehlt nicht, mit dem ihn seine Frau Susanne wieder aus der Abgeschiedenheit herausrufen kann.

Weitgespannte Interessen und Begabungen mögen eine grosse Bereicherung sein, verlangen aber andererseits viel Selbstdisziplin und Konzentration auf das Wesentliche. Die Zielstrebigkeit, mit der sich Werner Marti lebenslang seinem Hauptwerk zugewandt hat, ist beeindruckend.

Werner Marti ist im Jahr 1920 im kleinen Weiler Vogelsang bei Rapperswil im bernischen Seeland geboren und dort als Bauernbub in einer grossen Familie aufgewachsen.

Im Seminar Bern-Hofwil hat er sich zum Primarlehrer ausbilden lassen und ist dann, nach einigen Übergangsjahren, mehr als 20 Jahre lang im Schuldienst gestanden. Parallel zu seinem Lehrerberuf und neben einer immer grösser werdenden Familie richtete er seine Interessen auf viele Gebiete. Er studierte Querflöte am Konservatorium und schloss mit dem Lehrdiplom ab, er befasste sich mit Komposition bei Hans Studer, er machte sich daran, eine Grammatik des Berndeutschen zu verfassen, und erkannte dabei, dass ihm dazu die linguistischen Grundlagen noch fehlten. Und so begann er, nach der Matur, die auch nachzuholen war, zu studieren: Germanistik mit Schwergewicht Dialektologie (bei Paul Zinsli), Literatur und Anglistik. Im Jahre 1966 schloss er sein Studium mit der Dissertation zum Thema *Wäärche – Schaffe* ab.

Diese ersten fünf Jahrzehnte könnten mit «Lehr- und Studienjahre» überschrieben werden, und das alles geschah wohlverstanden berufsbegleitend. Wir sind tatsächlich versucht zu sagen: Das



Werner Marti, *1920

Seine Verdienste um die Mundart

Wäärche – Schaffe. Dissertation 1966.

Bärndütschi Schrybwys 1972.

Berndeutsch-Grammatik, Bern 1985.

Niklaus und Anna. Berndeutscher Roman aus der napoleonischen Zeit. Zytglogge 1995.

Dä nid weis was Liebi heisst. Berndeutscher Roman aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Zytglogge 2001.

Chlepfe uf der Geisle. Kolumnen aus dem Bieler Tagblatt. Zytglogge 2005.

Bärndütsch Rym-Wörterbuech, zusammen mit Werner Hiltbrunner. Zytglogge 2010.

Seine Verdienste um den Verein Schweizerdeutsch

Vorstandsmitglied des VSD zur Zeit von Arthur Baur und Peter Wagner. Zeitweise Präsidium a.i.

Gründer des *Bärndütsch-Vereins* 1991 (zusammen mit Roland Ris) und dessen langjähriger Präsident.

«Ein umfassendes Werk, diese Berndeutsch-Grammatik. Ich kann es aufschlagen, wo ich will, immer bin ich gefangen vom reichen Material, von der klaren Darstellung und von der Lebendigkeit der Beispiele, die aus der pulsierenden Sprache entnommen sind.»

Thema der Dissertation ist auch das Thema seines Lebens.

Die nächsten zwei Jahrzehnte waren eine Zeit grosser Wirksamkeit. Ab 1969 unterrichtete er am Lehrerseminar in Biel Methodik und nahm sich daneben wieder mit Beharrlichkeit und Gründlichkeit seiner Lebensaufgabe an, der Grammatik des Berndeutschen. In einem ersten Schritt ordnete er die *Bärndütschi Schrybwys* (1972), wobei er an der bewährten Tradition der reichhaltigen Berner Mundartliteratur Mass nahm. Dass er sich damit in Opposition zur Schreibweise nach Eugen Dieth (*Dialäktschrift*, 1938) stellte, brachte ihm nicht nur Freunde. Die Frage lautet: Wie lassen sich Mundarttexte leichter lesen? Wie lässt sich ein Text so aufschreiben, dass er auch von Angehörigen einer andern mundartlichen Region einigermaßen im richtigen Klang gelesen werden kann?

Die Berndeutsch-Grammatik kam schließlich 1985 bei Francke heraus. Ein umfassendes Werk. Ich kann es aufschlagen, wo ich will, immer bin ich gefangen vom reichen Material, von der klaren Darstellung und von der Lebendigkeit der Beispiele, die der pulsierenden Sprache entnommen sind.

In jenen Jahren wirkte er auch im Vorstand des Vereins Schweizerdeutsch mit, prägend und debattierfreudig, wie ich mir sagen liess, und gründete 1991 als Zweigverein den Bärndütsch-Verein.

Mit der Pensionierung setzen sich andere zur Ruhe. Werner Marti widmete sich nun dem schriftstellerischen Schreiben. Sieben Jahre lang schrieb er am historischen Mundartroman *Niklaus und Anna*, in dem er die napoleonische Zeit zum Leben erweckt. Er stellt dabei auch eine langwierige Ablösung aus dem Elternhaus dar und eine Distanzierung zur en-

gen Heimat, die den Helden bis tief nach Russland hinein führt. Große Epik. Der Roman brachte dem Autor den Buchpreis des Kantons Bern (1995). In fünf weiteren Jahren Arbeit schrieb er den Roman *Dä nit weis was Liebi heisst*, der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg spielt.

Zu erwähnen ist auch die Sammlung seiner Kolumnen, die der Zytglogge-Verlag 2005 herausgegeben hat. Und als bisher letzte Arbeit ist in diesem Herbst das *Bärndütsch Rym-Wörterbuech* (in Zusammenarbeit mit Werner Hiltbrunner) herausgekommen.

Wir wünschen dem Jubilar weiterhin gute Gesundheit und Schaffenskraft. Wir wünschen ihm und seiner Frau, dass sie sich an schönen Früchten einer reichen Tätigkeit erfreuen können.

Aus: Schweizerdeutsch 1985, Heft III

In bezug auf das Berndeutsche hält sich die populäre Verwechslung von Mundartgrenzen und Kantonsgrenzen am hartnäckigsten. Dies beklagt Rudolf Hotzenköcherle in seinem Buch über die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Er begründet dann aber auch, warum in diesem Fall die Identifikation von Kanton und Sprache eine im Bewusstsein des Deutschschweizers so tief verankerte Realität ist: sie beruht nämlich auf der Profiliertheit und Massierung der mit dem Begriff «Berndeutsch» verknüpften Eigentümlichkeiten und «einer schwer zu beschreibenden, aber höchst ohrenfälligen, charakteristischen Intonation». Um so merkwürdiger ist es angesichts der Bedeutung und Eigenart dieser Sprache, dass ausgerechnet sie bis heute von den Linguisten vernachlässigt worden ist, während doch für Zürich Albert Weber schon 1948, für Luzern Ludwig Fischer 1960 und für Basel Rudolf Suter 1970 den Typus der volkstümlichen Gegenwartsgrammatik geschaffen haben. Diese stark empfundene Lücke hat nun Werner Marti durch eine umfassende, mit grosser Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlichem Tiefgang erarbeitete berndeutsche Grammatik ausgefüllt. Was Paul Zinsli in der «Zeitschrift für Mundartforschung» (Band XX, 1951) über Webers zürichdeutsche Grammatik schrieb, möchten wir auf Marti übertragen: «Noch nie ist eine schweizerdeutsche Mundart so durchgreifend als Ganzes erforscht worden vom Lautlichen über die Formen zum Syntaktischen, ja bis in die Wortbildung hinein.» Mit dieser Übertragung einer damaligen Wertung auf Marti möchten wir gleichzeitig ausdrücken, dass er seine Vorgänger nicht nur gebührend zu Rate zog, sondern sie auch überholt hat.

Dass die Kantonsgrenzen nicht mit den Mundartgrenzen identisch sind, musste Marti weniger kümmern als die starken Unterschiede innerhalb seines Kantons. Er schaffte sich zunächst Luft, indem er das Berner Oberland mit seinen vielen Eigenheiten ganz ausklammerte, um sich auf die Sprache zwischen Thun und dem Jura, das sogenannte Mittelbernsche, zu beschränken. Ausser der schon genannten Intonation, die Marti als «sehr schwer zu beschreibende Sprechweise» qualifiziert, kennzeichnen das Berndeutsche die Aussprache der alten Diphthonge ei und au mit e und o im Auftakt, die offene Aussprache von e, o und ö, die Vokalisierung von l im Auslaut, bei Geminat und vor Konsonant (viu, Chrauu, Miuch), die Velarisierung von nd zu ng (finge, Hung), der zweigliedrige Plural beim Verb (nach «wir» und «sie»: lache, chöi, wei, aber nach «ihr»: lachet, chöit, weit), die Formen geit und steit für «geht» und «steht», die höfliche Anrede mit «Dir» und viele typische Vokabeln. Im Süden und Osten kommt dazu noch die Monophthongierung von ei, ou und öi und im Westen und Norden die Verdampfung von altem aa zu oo. Marti visualisiert die lautlichen Hauptregionen in einer Tabelle, was neuartig und nachahmenswert ist, aber der Benutzer wäre doch recht froh, wenn Marti zur Ergänzung der Tabelle einige Karten beigegeben hätte. Das Buch hätte dadurch nicht dicker werden müssen, denn den Platz für die Karten hätte er leicht gewinnen können, wenn er auf einige in einer Dialektgrammatik überflüssige Ausflüge in die allgemeine Linguistik verzichtet hätte.

Werner Marti ist selbst Germanist und beruflich als Seminarlehrer in Biel tätig. Seine akademische Ausbildung als Dialektologe hat er mit einer Dis-

«... eine umfassende, mit grosser Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlichem Tiefgang erarbeitete bern-deutsche Grammatik» (Arthur Baur)

sertation über «Wäärche – schaffe. Ein Wortfeldkomplex in der Sprache des bernischen Seelands» (1968) abgeschlossen. Marti hat bei der Ausarbeitung seiner Grammatik keine Mühe gescheut; er hat dem Volk aufs Maul geschaut, andere Grammatiken konsultiert und sein Werk fünfzehn Jahre lang reifen lassen. Das Ergebnis entspricht dem Aufwand. Bei sorgfältiger Lektüre macht man in jedem Abschnitt wertvolle Entdeckungen und fühlt sich zu mancherlei sachlichen oder methodologischen Überlegungen herausgefordert, doch kann der Rezensent hier aus Platzgründen unmöglich in Details gehen. Hingegen wird man an dieser Stelle einmal grundsätzlich auf die martische Orthographie zurückkommen müssen. Marti gibt korrekterweise zu, dass ihm die Professoren Glatthard, Ramseyer und Zinsli geraten hatten, die bewährte Diethschrift zu verwenden. Es ist ewig schade, dass er anders entschieden hat. So konnte sein Buch auch nicht – wie die drei genannten Sprachlehren – in die Reihe «Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen» aufgenommen werden, die der Bund Schwyzertütsch betreut, wo es doch seiner Qualität und seiner wissenschaftlichen und sprachpolitischen Bedeutung gemäss hineingepasst hätte.

Auch wenn Marti in der ihm eigenen Bescheidenheit nicht den Anspruch erhebt, in spracherzieherischer Weise zu wirken, so wird sein Buch doch den Lehrern und den Mundartschriftstellern als Werkzeug dienen, mit dessen Hilfe sie das gute Berndeutsch pflegen können. Für den Linguisten aber ist es ein Quellenwerk zur Erforschung des Berndeutschen; es bereichert unsere sprachwissenschaftliche Literatur auf erfreuliche Weise.

Werner Marti, Berndeutsch-Grammatik. Francke-Verlag. Bern 1985.

Diesen Herbst ist bei Zytglogge das **Bärdütsch Rym-Wörterbuech** von Werner Marti und Werner Hiltbrunner erschienen. Hier eine Kostprobe:

öpfli	opplet
Chnöpfli	dopplet
Chöpfli	ghopplet
Chröpfli	kopplet
Gugelhöpfli	oppu
Schöpfli	> Goppel
Töpfli	or
Tröpfli	dervor
Zöpfli	Hoor
öpft	Johr
gchöpft	Ohr
> sd öpft	Rohr
öpfu	vor
> öpfel	wohr
opp	> a:r
Galopp	> sd orch
hopp	> sd or
salopp	ör
Stopp	Amatör
tipptopp	Animatör
> op	Plagör
oppe	Coiffeur
foppe	Drässör
gnoppe	Flattör
Schoppe	Ghör
schoppe	Öhr
> sd oppe	Profitör
> sd oppen	Stör
öppe	> sd eur
öppe	> sd ör
Schöppe	orb
oppel	Chorb
Doppel	Worb
Ghoppel	örb
> oppu	Chörb
öppele	Wörb
schöppele	orbe
töppele	beworbe
opple	chorbe
hopple	gstorbe
kopple	gworbe
topple	verdorbe
verdopple	

Werner Marti/Werner Hiltbrunner, Bärdütsch Rym-Wörterbuech. Zytglogge 2010. ISBN 978-3-7296-0813-9.

«Grüezi mitenand» heisst der Titel seiner «Praktischen Sprachlehre des Schweizerdeutschen». Arthur Baur, Chefredaktor des «Landboten», ging auf seine Leser zu. Sprache im Umgang, Sprache in ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedeutung waren die Leitwörter seiner engagierten Bücher und Aufsätze zu Esperanto, Schweizerdeutsch und Rätoromanisch.

«Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?» fragte Arthur Baur 1983 in einer sprachpolitischen Untersuchung, welche die Ursachen und Folgen der sogenannten Mundartwelle offenlegte. «In unserem Lande wird heute die eigene Sprache nicht ihrem wahren Wert gemäss eingeschätzt. Man behandelt sie wie ein Aschenbrödel, ja man tut, als ob sie überhaupt nicht vorhanden wäre [...] Die Einstellung unserer Öffentlichkeit gegenüber der eigenen Sprache grenzt an Bewusstseinspaltung.»

Arthur Baur war Sprachwissenschaftler und Journalist. Er studierte in den Jahren vor dem zweiten Weltkrieg, die im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung standen. Damals gründeten Adolf Guggenbühl und Eugen Dieth den «Bund Schwyzertütsch». Baur verfasste 1939 «eine Grammatik, in der ich als erster versuchte, die mündliche Nationalsprache der Schweiz lehrbuchmässig darzustellen». Sie wurde später zur Grundlage seines mehrfach überarbeiteten und aufgelegten Lehrmittels «Grüezi mitenand». Praktische Sprachlehre des Schweizerdeutschen für Kurse und den Selbstunterricht (1969, zuletzt wieder 2008). In der nebenstehenden Spalte greifen wir einige Gedanken aus dem Vorwort der 5. Auflage von 1974 auf, die im Rückblick besonders lesenswert sind.

Als Chefredaktor zuerst der «Berner Zeitung» und später des Winterthurer «Landboten» beobachtete und kommentierte Baur die sprachpolitische und sprachwissenschaftliche Aktualität sehr pointiert und engagierte sich auch im Vorstand des heutigen Vereins Schweizerdeutsch, an dessen Zeitschrift – der Vorgängerin dieses Heftes – er regelmässig mitarbeitete. Ein Beispiel dafür ist seine Besprechung der Berndeutschen Grammatik von Werner Marti auf den vorangehenden Seiten.

Sprachen mit ihrer gesellschaftlichen und politischen Stellung waren ihm zeitlebens ein Anliegen, so auch Esperanto und das Rätoromanische, dem er in späteren Jahren besondere Aufmerksamkeit schenkte. 1996 erschien sein «Allegra genügt nicht. Rätoromanisch als Herausforderung für die Schweiz».

Arthur Baur, Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Gemsberg-Verlag, Winterthur 1983. Fr. 22.80. ISBN 3-85701-071-1.

Von Ruedi Schwarzenbach

Arthur Baur: Aus dem Vorwort zu *Schwyzertütsch. «Grüezi mitenand». Praktische Sprachlehre des Schweizerdeutschen. 5. Auflage von 1974:*

«Die Sprache, die in dieser Grammatik gelehrt wird, ist das heutige Zürichdeutsch, wobei sich der Lernende allerdings bewusst sein muss, dass dies keine standardisierte Sprachform ist. Der Autor hatte keine leichte Aufgabe, zwischen archaisierendem Purismus und allzu weit gehenden Konzessionen an den jüngsten Sprachgebrauch hindurchzusteuern, und masst sich auch nicht an, immer den richtigen Mittelweg gefunden zu haben.»

«Das Schweizerdeutsche befindet sich in einem starken Wandel, der zu einem Ausgleich der verschiedenen Mundarten führen wird. Die heutige Bevölkerung der Schweiz ist durch eine ungeheure Mobilität gekennzeichnet: immer weniger Leute leben noch dort, wo sie geboren wurden, oder gar dort, wo sie heimatberechtigt sind. Viele Leute pendeln täglich sogar über die Kantonsgrenzen hinaus. Dadurch ergibt sich ein Übergewicht der Sprachformen, die in den grossen Bevölkerungszentren üblich sind, aber natürlich werden auch diese selbst von den Zuzüglern beeinflusst. Wir erleben heute die Bildung einer neuen Koine in einer östlichen Variante mit Zentrum Zürich und einer westlichen mit Bern als Schwerpunkt.»

**LEONARD COHEN/HEINZ WEGMANN
«POEMS» UF SCHWYZERTÜÜTSCH**

rs. In unserer Besprechung in der letzten Nummer (2/10) ist leider die Literaturangabe vergessen gegangen:

Leonard Cohen, Poems. Verussen isch chalt. Gedicht uf Schwyzertüütsch. Uusgwählt und übersetzt vom Heinz Wegmann. Zweite, ergänzte Auflage 2010. ISBN 3 909216 01 8.

Eine mit den *Poems* vertraute Leserin hat nach der Lektüre des Beitrags spontan eine eigene Übersetzung versucht und sie uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt:

Leonard Cohen
Snow is falling

Snow is falling.
There is a nude in my room.
She surveys the wine-coloured carpet.

She is eighteen.
She has straight hair.
She speaks no Montreal language.

She doesn't feel like sitting down.
She shows no gooseflesh.
We can hear the storm.

She is lighting a cigarette
from the gas range.
She holds back her long hair.

«Tentativ übersetzt» von Marietta Fritz:
Es schneit abe (Schnee jetzt)

Dusse schneits.
Äini isch plutt dine bi miir.
Si tschëgget de Teppich: Farbe vo Wii.

Si isch achzäni..
Si hät graadi Haar.
Si redt ekäi Montreal Spraach.

Absitze – wett si nööd.
Iri Höörlü – schtönd nööd.
Mir losed und ghööred de Schtuurm.

Si zünt ä Zigi aa
am Gaas vom Hèèrd.
Si hebet iri lange Haar zrug.

(11. September 2010)

**«DU SEISCH ES GEIT» - BERNDEUTSCHE CHAN-
SONS VON BETTINA KAELIN**

Von Werner Marti

Bettina Kaelin hat sich schon in ihrem Gedichtband «Es hat sich ausversteckt in dieser Zeit» als eine ausserordentliche Lyrikerin erwiesen (Edition Hans Erpf, Bern, ohne Jahrzahl). Nach Jahren tritt sie nun mit selbst vertonten – diesmal berndeutschen – Versen hervor, die sie selbst vorträgt. Was sie schon in den erwähnten Gedichten anklängen liess, hier entfaltet sie sich in ihrer eigentlichen Muttersprache, dem Berndeutsch, in ganz eigener Weise. Die Gedichte selbst sind von einer Hintergründigkeit und Komplexität, die die leichtfertigen Behauptungen von Matts, dass die Mundart für anspruchsvolle Aussagen nicht genüge, widerlegt. Aber es ist nicht eine vom Alltag abgekoppelte Mundart, sondern in einem Alltags-Berndeutsch, das trotzdem sehr poetisch wirkt.

Johnnyboy
I gah hüt znacht
Tief i Troum mit dir
Johnnyboy
U d Zyt steit still
Me vergisst ou nie
Es git keis Geschter, keis Morn
Du und i – erinnerisch di
Es git keis Geschter, keis Morn
Ghörsch mi, oder reden i i Wind.

Bettina Kaelin, Du seisch, es geit. CD im Zytglogge Verlag. Oberhofen 2010. Fr. 29.- CD ZYT 4322.

**AS WÖART SCHÜ WÖÖARA
MA TUAT WAMMA KAA
Tippilzouer ünd Schmeattar Gschichta**

rs. Diepoldsau und Schmitter, zwei Ortsgemeinden im St. Galler Rheintal, bilden eine ganz besondere Ecke der deutschschweizerischen Dialektlandschaft. Diesen Herbst ist ein wunderschön gestaltetes Hör-, Bild-, Lese- und Wörterbuch mit Texten von 32 Erzählerinnen und Erzählern herausgekommen, auf das wir im Aprilheft 2011 gern näher eingehen möchten.

«Grüfnisch» – eine alte Schülersprache lebt wieder auf

Von Stephan Frech

Neben makkaronischen Ausformungen wie dem Balkan-Slang hat in der Jugendsprache eine alte Sondersprache still weiter gelebt, die heute als Grüfnisch bezeichnet wird. Grüfnisch ist – ähnlich wie das Berner Mattenänglisch – eine besondere Art zu reden, bei der zwei zusätzliche Silben in ein Wort eingefügt werden. Silbenbildend sind die Konsonanten *n-f*, die Vokale werden von der vorausgehenden Silben übernommen (Kasten).

Eine Umfrage unter den SchülerInnen der Kantonsschule Rychenberg in Winterthur hat gezeigt, dass fast in jeder Klasse ein paar Schüler grünfnisch sprechen. Eine von ihnen ist Franziska Müller, sie steht ein Jahr vor der Matur und hat sich bereit erklärt, Grüfnisch in einem Interview vorzustellen.

Man kann Grüfnisch als Geheim-, Scherz- oder Bubensprache bezeichnen, das Besondere dieser Schülersprache ist ihre Altertümlichkeit. Eine erste Beschreibung von verschleiernden Sprechweisen findet man bei dem 1531 in Basel geborenen Leonhard Thurneysser, der solche Silbenverdrehungen bereits 1583 beschreibt und sie dem Rotwelschen zuordnet. Schon Thurneysser erwähnt dabei eine besondere Art der Verfremdung, welche *die jungen Knaben etwan reden*. Als weitere Besonderheit führt Thurneysser an, dass – wer diese Sprech-Technik beherrscht – dies auch auf andere Sprachen übertragen kann.

Wenn also Grüfnisch keine eigentliche Sprache ist, so kennen die Schüler dennoch einen zweiten Dialekt, das Rufnische. Hier wird stets die Silbe *-nef-* eingeschoben und erst dann der eigentliche Vokal der Silbe wiederholt (*Lisa > Linefisaneffa*). – Nicht geklärt ist m.W. die Bezeichnung Grüfnisch bzw. Rufnisch, in denen die Laute *f-n* herausstechen und an Ableitungen zu kryptisch (verborgen) denken lassen.



Franziska, Danielle und Karin

Interview mit Franziska Müller

Franziska Müller aus Winterthur (links im Bild) ist 17 und geht an die Kantonsschule Rychenberg. Sie hat das neusprachliche Profil gewählt und lernt neben Französisch und Spanisch immersiv Englisch. Als Cevi-Leiterin hat sie grünfnisch sprechen und verstehen gelernt.

fr. Was isch Grüfnisch? Grüfnisch isch e Gheimsprach, wo hüt a gwüssne Schuele no gredt wird. Zum Bispil a de Kantonsschuel Rychenberg in Winterthur. Mir händ da ä kompetänti Grüfnisch-Sprächeri, d Franziska. Ich möcht Si bitte, eus churz z erchläre, was Grüfnisch isch.

Franziska: **Grünüfüfninifisch inifisch änäfä Ghene-feimspranafach onofodenefer Spinifelspranafach.** (Grüfnisch isch ä Gheimsprach oder Spielsprach.)

Mit wem reded Si den alles Grüfnisch?

Franziska: **Frünüfünenenefer minifit Konofolenegefenefe unufund minifit Lenefeiteneferinifinenefe vonovom Cenefevinifi, danafaminifit onofeusinifi Chinifind nönöföd veneferstönöfönd, wanafas minifir senefefenefed.**

(Früener mit Kolege und mit Leiterine vom Cevi, damit eusi Chind nöd verstönd, was mir säged.)

Und wo lehrt mer den überhaupt Grüfnisch? Händ Si das vo de Mueter glehrt oder i de Schuel?

Franziska: **Inifich glanafaub schonofo, danafass minifi Enefelteneferenfe danafas chönöfönd, anafabenefer inifich hanafas vonofo Frünüfündenefe glenefert inifidenefe Schunufuel.**

(Ich glaub scho, dass mini Eltere das chönted, aber ich hans vo Fründe glernt i de Schuel.)

*Inifich glanafaub schonofu, danafass danafas
Bunufuebenefe anafau chönöfönd, anafabe-
nefer enefes inifisch vinifilinficht nönöföd
sonofu kunufu.*

*Chönd vil vo Irne Kollege Grüfnisch rede und au ver-
stah?*

Franziska: *Sonofowinifit inifich wenefeiss, glanafaub
inifich nönöföd, anafabenefer danafas linifit dranafa,
danafas minifir schonofu unufus denefem Anafal-
tenefer unufusenefe sinifind.*

(Sowit ich weiss, glaub ich nöd,
aber das lit dra, dass mir scho
us dem Alter use sind.)

*Ich han gemerkt, dass a eusere
Schuel vor allem Meitli, Schüe-
lerinne, Grüfnisch reded. Isches
öppis, wo ehner under de Meitli
verbreitet isch, oder chönd das
au Buebe?*

Franziska: *Inifich glanafaub
schonofu, danafass dana-
fas Bunufuebenefe anafau
chönöfönd, anafabenefer enefes inifisch vinifilini-
ficht nönöföd sonofu kunufu.*

(Ich glaub scho, dass das Buebe au chönd, aber es
isch vilicht nöd so cool.)

*Ich verstah bis jetzt eigentlich sehr wenig. Wie lang
händ Si güebt, bis Si Grüfnisch händ chöne rede und
au versta?*

Franziska: *Danafas wenefeiss inifich nönöföd, anafa-
benefer inifich hanafan unufunbenefendinifingf
wenefelenefer chönöfönenefe minifit minifinenefe
Frünüfundenefe renefedenefer unufund vener-
stanafa, wanafas sinifi sänäfägenefed.*

(Das weiss ich nöd, aber ich han unbedingt wele
chöne mit mine Fründe rede und versta, was sie sä-
ged, und drum glaub ich, dass ich nöd lang gha han.)

*S Grüfnisch beruet wie au s Matteänglisch druf, dass
mer Silbe ifüegt und Silbe verdräit.*

*Das liess sich ja au uf anderi
Sprache überträge. Händ Si das
scho probiert? Si chönd ja au
Französisch und Englisch.*

Franziska : *Nänäfäi, danafas
hanafan inifi nonofu ninifie
pronofobinifiert, anafabenefer
unufuf Honofochdüüfütisch
ganafaz anafau.*

(Näi, das hani no nie probiert,
aber uf Hochdütsch gaz au.)

Grüfnisch - das will ich auch können!

Grüfnisch ist einfach zu lernen. Zu einem
Vokal wird ein n hinzugefügt, dann wird der
Vokal wiederholt, anschliessend kommt ein
f dazu und dann nochmals der Vokal. Zum
Beispiel wird „Tag“ zu „Tanafag“. Bei Dop-
pelvokalen wird allerdings nur der erste ver-
längert. „Guet“ wäre folglich „Gunufuet“.
„Guete Tag“ = „Gunufuetenefer Tanafag“.

*Aber uf Spanisch möchtet Si s lieber nöd mache?
... Nänäfäi.*

(Näi.)

Ein paar Tage nach dem Gespräch teilte mir Fran-
ziska mit, dass sie nun mit etwas Übung auch Eng-
lisch, Französisch oder Spanisch grünifizieren
könne ...

Vile Dank für das Gspräch.

Transkription des Gesprächs: Franziska Müller

Sie finden das Interview als Podcast-Hördokument unter:
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch



Peter von Matt «Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch»

Peter von Matt, bis 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, hat für das Magazin «Tintenfass» einen Beitrag geschrieben, der vom «Tages-Anzeiger» in gekürzter Form übernommen und ohne Einverständnis des Autors mit dem polemischen Titel «Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!» versehen wurde. Der «Tages-Anzeiger» hat damit eine Leserbriefflut ausgelöst, wie sie für sprachliche Fragen ungewöhnlich ist.

rs. Mit dem Text im «Tintenfass» wollte Peter von Matt den vielen nichtschweizerischen Lesern dieses Magazins die Besonderheit der deutschschweizerischen Sprachsituation erklären. Die vollständige Fassung findet sich auf unserer Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch.

Auf den hier (wie im «Tages-Anzeiger») weggelassenen ersten Seiten schildert er den schweizerhochdeutschen Abwehrkampf gegen bestimmte Ausdrücke des bundesdeutschen Hochdeutsch, etwa der Spargeln gegen die Spargel oder des Coiffeurs gegen den Frisör und leitet dann zum Thema «Hochdeutsch versus Schweizerdeutsch» über.

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. Das ist Unsinn,

führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie «unsere Sprache» nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz. Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

*Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten:
Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbst-
verständlich und von früher Kindheit an,
wie das Fahrrad zwei Räder hat.*

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz anbelangt, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:

*Ämesse, Omeisele, Äbese,
Aweissi, Ameisi, Uweisse,
Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle,
Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse,
Hampeissi, Lombeisse, Empeisele,
Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi,
Ambessgi, Umbasle, Hobäse,
Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi*

Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn verabscheut:

*Aaschnitt, Aahau, Aahäulig,
Aahäueli, Obenäbli, Deckel,
Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel,
Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli,
Aamündli, Gruschte, Chropf,
Wegge, Zipfel, Scherbitz, Reifteli,
Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch,
Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als sol-

chen zu lernen. Es gibt ihn als feste Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem unersetzlichen Stück seiner Heimat.

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos. Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude, zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt, dass das Hochdeutsche nicht

Träf und weniger träf

Randnotizen und Lese Früchte zu Peter von Matts «Deutsch in zwei Gestalten»

Zusammengestellt von Ruedi Schwarzenbach

SMS AUF SCHWEIZERDEUTSCH

«Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.»

Hier knüpft von Matt an die ersten drei Seiten der «Tintenfass»-Version an, auf denen er an den Beispielen von *Spargeln* und *Spargel*, *Flair* und *Ambiance* von Kämpfen zwischen dem Schweizer Hochdeutsch und dem bundesdeutschen Hochdeutsch berichtet.

So richtig die Feststellung ist, dass in der deutschen Schweiz Hochdeutsch gelesen und geschrieben wird, so fragwürdig ist von Matts Seitenhieb auf die SMS-Verfasser, die ihre Botschaften im Dialekt oder in «irgend einem Gewurstel» eintippen. Sie wählen hier ein Register, das sie in ihrem wohlgeformten Schweizerhochdeutsch sonst nicht finden. Helen Christen, Linguistin an der Universität Freiburg, hat dies in einem Interview so beschrieben:

[von Matt] hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel.

unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache, in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

«Vom Abwehrkampf der Spargeln gegen den Spargel». Tintenfass Nummer 34.. Zürich 2010, 11-21. Gekürzte Fassung wie im Tagesanzeiger vom 16. 10. 2010, 33.

Guy Krneta doppelt auf dem Tages-Anzeiger Newsnetz vom 19.10.2010 nach:

Es beschäftigt mich, dass der grösste Teil der mündlichen UND schriftlichen Kommunikation der Jugendlichen in Sprachen erfolgt, die aus unserem Bildungssystem ausgeschlossen sind. Diese Jugendlichen, die mit ihren Handys täglich neue Schreibcodes entwickeln, verfügen nicht über weniger Sprachkompetenz als die Jugendlichen früherer Zeiten, allenfalls über andere.

MUTTERSPRACHE - FREMDSPRACHE

«Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. [...] In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.»

Mit diesem Satz hat von Matt provoziert! Auch Guy Krneta greift ihn auf:

Dass ich den Vorschlag begrüsse (der, wenn ich mich nicht irre, unter anderem von Friedrich Dürrenmatt stammt), Deutsch als Fremdsprache zu begreifen, hat damit zu tun, dass er meiner täglichen Erfahrung entspricht: Ich vollbringe, wenn ich einem Deutschen erzähle, was im Tram gerade geredet wird, eine klassische Übersetzungsleistung. Dem Selbstbewusstsein, das sich darin zeigt, Begriffe, Satzkonstruktionen und Aussprache bedenkenlos aus der Mundart in die sogenannte Standardsprache zu übernehmen, ziehe ich das Bewusstsein für die Differenz der Sprachen vor.

Der Hinweis, dass Friedrich Dürrenmatt die Auffassung vom Hochdeutschen als erster Fremdsprache geteilt habe, trifft so freilich nicht zu. In dessen Essay «Von einem Sprachproblem» (1968) – in diesem Heft auf Seite 28 nachzulesen – taucht der Begriff «Fremdsprache» kein einziges Mal auf. Was Krneta in Erinnerung geblieben ist, könnten Dürrenmatts Sätze über die Muttersprache und die Vatersprache sein:

Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. [...]

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Dürrenmatts Bekenntnis zum Dialekt als seiner Muttersprache ist alles andere als «ein Wahn». Er fasst einfach in Worte, was die meisten Deutschschweizer spontan empfinden, und meint den Begriff «Muttersprache» in dessen enger, wörtlichen Bedeutung: als Sprache der Mutter, die die Sprache im Kind weckt und entwickelt.

Von Matt dagegen argumentiert von einem umfassenderen, weiten Begriff der Muttersprache her, der das gesamte Repertoire von Formen oder Varietäten einer Sprache meint. Er rechnet der Muttersprache deshalb auch das Hochdeutsche als «jene Gestalt» des Deutschen zu, «über die der Deutschschweizer mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht».

MIT LUST AN DER SPRACHE ARBEITEN

«Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.»

Das gilt nicht nur für das Hochdeutsche als Hör-, Lese-, Schreib- und Sprechsprache, es gilt auch für die Mundart – im eigenen Denken und Reden und in besonderem Mass für die Mundart am Rednerpult, am Mikrophon und auf der Bühne und für die Mundartliteratur.

UNTER SICH UND UNTER ANDERN

«Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr.»

Helen Christen meint dazu im Interview mit der «Tages-Anzeiger» vom 19.10.2010:

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen «Inkubationszeit» Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, schreibt zur Kommunikation mit den deutschen Einwanderern:

Es gibt Deutsche, die uns Schweizer nach dem ersten Satz in schweizerischem Hochdeutsch höflich darauf hinweisen, dass sie schon Schweizerdeutsch verstünden und wir durchaus Dialekt sprechen könnten. Kann es sein, dass die deutschen Zuwanderer sich vielleicht gar willkommener und eher dazugehörig fühlen, wenn wir sie auf Schweizerdeutsch ansprechen? Auf eines müssen wir aber achten: Die schweizerischen Besonderheiten unseres Hochdeutschen – also Morgenessen für Frühstück oder Trottoir für Bürgersteig – dürfen mit der Zuwanderung nicht verloren gehen. Das wäre ein Verlust an sprachlicher Identität. [Tages-Anzeiger vom 19.10.2010]

IN SEINEM WINKEL ZU HAUSE

«Als feste Grösse gibt es den deutschschweizerischen Dialekt gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden.»

Sieht von Matt im Dialekt phonetische Willkür, Formen- und Wörtergewimmel, wenn er von einer «ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse» spricht und eine Unzahl von Bezeichnungen für die «Ameise» aufreißt? Thomas Widmer versteht ihn so und hält ihm den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* entgegen:

Zufällig ist just dieser Tage ein *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der «Ameise»-Bezeichnungen. Sie zeigt an solchen Verbreitungsbildern, dass der Dialekt Kontur, Textur, Struktur hat. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar. Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre «Herkunft sprachlich auszudrücken», weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten. Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild. [Tages-Anzeiger vom 20.10.2010]

Widmer wie von Matt kommen zum selben Schluss, dass nämlich «jeder Deutschschweizer seinen Winkel findet, in dem er besonders zu Hause ist».

Friedrich Dürrenmatt Zu einem Sprachproblem

Dieses sprachliche Selbstporträt Friedrich Dürrenmatts, 1968 in den «Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins» erschienen, liest sich, als wäre es für die Kontroverse um Peter von Matts «Der Dialekt als Sprache des Herzens?» geschrieben.

Ich rede Berndeutsch und schreibe Deutsch. Ich könnte nicht in Deutschland leben, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich schreibe, und ich lebe nicht in der deutschen Schweiz, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich auch rede. Ich lebe in der französischen Schweiz, weil die Leute hier weder die Sprache reden, die ich schreibe, noch jene, die ich rede.

Diese Sätze sind nicht völlig wahr. In Deutschland redet man durchaus nicht ein ideales Deutsch, in der deutschen Schweiz redet man nur im Emmental so, wie ich rede, und in der französischen Schweiz gibt es viele Deutschschweizer, die so reden, wie ich rede, vor allem viele, die so französisch reden, wie ich französisch rede, rede ich französisch.

Mit meiner Frau und mit meinen Kindern rede ich nur Berndeutsch und sitze ich mit meinen schweizerischen Freunden zusammen, mit Frisch etwa oder Bichsel, rede ich Berndeutsch, Bichsel Solothurnisch (fast Berndeutsch) und Frisch Zürichdeutsch. Früher antworteten meine Kinder Frisch auf Deutsch, sprach er mit ihnen, weil sie glaubten, Zürichdeutsch sei schon Deutsch, eine Pointe, die weder ein Deutscher noch ein Westschweizer versteht. Kommt ein Deutscher dazu, reden wir alle Deutsch, weil wir unwillkürlich annehmen, daß der Deutsche das Schweizerdeutsche nicht verstehe, obgleich es viele Deutsche gibt, die es verstehen, kommen sie nicht gerade aus dem Norden.

Die Separatisten lachten vor Bundesgericht den Bauern aus, dem sie das Haus niedergebrannt hatten, ihre höhere Kultur zu beweisen, er sprach als Berner ein schlechtes Französisch. Sie würden auch mich auslachen, auch mein Französisch ist schlecht. Ich bin zu sehr mit meiner Sprache beschäftigt, um mein Französisch noch zu verbessern. Da die meisten Westschweizer, die ich kenne, kaum Deutsch verstehen und

Berndeutsch überhaupt nicht, muß ich mit ihnen mein schlechtes Französisch reden. Das liebe ich, je älter ich werde, immer weniger. So kommt es, daß ich nur noch selten mit meinen welschen Freunden verkehre.

Jede Kultur gründet sich mehr auf Vorurteile denn auf Wahrheiten, auch die westschweizerische. Eines ihrer Vorurteile besteht im Glauben, der Deutschschweizer spreche eine primitive Sprache, auf dieses Vorurteil gründet sich die westschweizerische Fiktion, kulturell höher zu stehen. Ich persönlich halte vom Westschweizer viel, nur vermöchte ich den Satz, Delémont sei kulturell hochstehender als Burgdorf, nicht zu unterschreiben. Die Bauern besitzen in Europa überall eine ähnliche Kultur, die Lehrer ebenfalls und bei den politischen Agitatoren sind ihre fixen Ideen das Wesentliche, die sind sich ähnlich, was sie sonst noch an kultureller Bildung aufweisen, ist nebensächlich.

Doch das westschweizerische Vorurteil ist verständlich. Das Französische ist die größte Leistung der französischen Kultur, bewundernswert in seiner Klarheit, eine im wesentlichen abgeschlossene Sprache, und weil das Französische ein Werk der Allgemeinheit ist, bemüht sich ein jeder, an diesem allgemeinen Kunstwerk teilzuhaben und seine individuellen und provinziellen sprachlichen Züge zu unterdrücken.

Im Deutschen ist es anders. Hier sind die Dialekte lebendiger geblieben und wirken lebhafter im sprachlichen Unterbewußtsein fort. Das Deutsch, das man redet, und das Deutsch, das man schreibt, unterscheiden sich stärker. Es fehlt eine Akademie, es fehlt ein kulturelles Zentrum, es fehlen die Provinzen: Ohne kulturelle Mitte ist es sinnlos, von Provinzen zu reden. Das Deutsche ist individueller als das Französische. Deutsch ist eine offene Sprache.

Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache».

In vielem ist das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Deutschen ähnlich wie dasjenige des Holländischen zum Deutschen. Nur wurde das Holländische zu einer Schriftsprache, das Schweizerdeutsche nicht. Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. Aber er steht einer Sprache gegenüber, die von ihren Dialekten her formbarer ist als das Französische. Das Französische muß man übernehmen, Deutsch kann man gestalten.

Das ist überspitzt ausgedrückt. Auch das Französische läßt individuelle Möglichkeiten zu. Was ich meine, läßt sich an Ramuz und Gotthelf erläutern: Ramuz' Französisch kommt mir wie ein vollkommen gearbeitetes Netz der französischen Sprache vor, womit er die waadtländische Eigenart einfängt, in Gotthelfs Sprache sind Deutsch und Berndeutsch verschmolzen, Gotthelfs barocke Sprache entstand wie Luthers Bibelübersetzung: Gotthelf fand sein Deutsch, Ramuz hatte sein Französisch.

Auch ich muß immer wieder mein Deutsch finden.

Ich muß immer wieder die Sprache, die ich rede, verlassen, um eine Sprache zu finden, die ich nicht reden kann, denn wenn ich Deutsch rede, rede ich es mit einem berndeutschen Akzent, so wie ein Wiener Deutsch mit einem wienerischen Akzent spricht oder ein Münchener mit einem bayrischen Akzent. Ich rede langsam. Ich bin auf dem Land aufgewachsen und die Bauern reden auch langsam. Mein Akzent

stört mich nicht. Ich bin in guter Gesellschaft. Die Schauspieler verließen vor Lachen den Saal, als ihnen Schiller vorlas, so schwäbelte der Mann.

Es gibt Schweizer, die sich bemühen, ein reines Deutsch zu reden. Sie reden dann gern ein allzu schönes Deutsch. Es ist, als ob sie, wenn sie reden, bewunderten, wie sie reden.

Manche Westschweizer reden auch ein allzu schönes Französisch.

Wer allzuschön redet, kommt mir provinziell vor.

Die Sprache, die man redet, ist selbstverständlich.

Die Sprache, die man schreibt, scheint selbstverständlich. In diesem «scheint» liegt die Arbeit des Schriftstellers verborgen.

Es gibt Kritiker, die mir vorwerfen, man spüre in meinem Deutsch das Berndeutsche. Ich hoffe, daß man es spürt. Ich schreibe ein Deutsch, das auf dem Boden des Berndeutschen gewachsen ist. Ich bin glücklich, wenn die Schauspieler mein Deutsch lieben.

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Französisch kann man, Deutsch versucht man zu können.

Könnte ich Deutsch, würde ich Berndeutsch schreiben.

Indem ich Persönliches darstellte, kommt es mir vor, als hätte ich dennoch Allgemeines ausgedrückt: welcher Schriftsteller der Welt lebt dort, wo man die Sprache redet, die er schreibt? Die Sprache, die er schreibt, redet nur aus seinem Werk.

In: Roberto Bernhard, Alemannisch-welsche Sprachsorgen und Kulturfragen. Schriften des DSSV Nr. 3. Frauenfeld 1968, 37–39.

«Züritüütsch verstaä – Züritüütsch rede» Ehrung für Renate Egli-Wildi

rs. Die Stiftung Kreatives Alter hat kürzlich zum zehnten Mal ihre Preise vergeben. Aus über 500 eingereichten Arbeiten aus den verschiedensten Wissensgebieten wurde auch Renate Egli-Wildi, Jahrgang 1933, ausgezeichnet.

Die frühere Sekundarlehrerin erhielt für ihr Lehr- und Übungsbuch «Züritüütsch verstaä – Züritüütsch rede», einen Anerkennungspreis. Dieses Lehrmittel auf hochdeutscher Grundlage bietet eine umfassende, pädagogisch geschickte und einfallsreiche Einführung in die vielschichtige Sprachlehre der heutigen zürichdeutschen Mundart. Der Lehrgang der Autorin (mit zwei Audio-CDs) zeichnet sich aus durch systematischen Aufbau, lebensnahen Wortschatz, wertvolle landeskundliche Informationen und zahlreiche Übungsmöglichkeiten. Er wird auch mit grossem Erfolg in den Zürichdeutschkursen der Gruppe Zürich des VSD eingesetzt.

«Der Verfasserin, Renate Egli-Wildi (Küsnacht), gelingt das Kunststück, in einer Reihe von leicht lesbaren und abwechslungsreichen Kapiteln sowohl den zürichdeutschen Alltags- und Grundwortschatz vorzustellen, als auch die wichtigsten Kategorien der Grammatik und des Satzbaus zu vermitteln. Dies alles spielt sich nicht in einer schulmeisterlich-trockenen Atmosphäre ab, sondern gewinnt Leben und Gestalt anhand einer fantasievoll geschilderten Familiensaga dreier zürcherischer Generationen mit ihren Erlebnissen in Arbeit und Freizeit.» (Heinz Gallmann in seiner Würdigung von Werk und Autorin auf der Webseite der Gruppe Zürich des VSD www.spraach.ch.)

Viktor Schobinger züritüütsche grundwortschatz di nöötigschte wörter

Gleich zwei Bände seines «Zürichdeutschen Grundwortschatzes. Die nötigsten Wörter» legt uns Viktor Schobinger auf den Büchertisch: den einen nach dem ABC, den andern nach Themen, jeder seine gut 300 Seiten stark. Dem Rezensenten ist es darum auch nicht mehr möglich, für dieses Heft eine Besprechung zu schreiben. So vertagt er sie auf die April-Nummer, druckt hier aber die beiden Umschlagtexte ab, in denen der Verfasser und Verleger in seiner unverwechselbaren Handschrift ankündigt, was den Gwundrigen in diesen Zwillingen erwartet:

züritüütsche grundwortschatz nach theme

Di nöötigschte wörter mit sorgfalt uusgsuecht us em züritüütsche wortschatz, das men en äifachi underhaltig cha füere.

I dem buech sind all wörter nach themegruppen uufgfüert wie mäntsch, seel und gäischt, gsellschaft, inträsse, vercheer, umwält, tue und tänke, farb, form und mängi. D gruppe sind je ugfèer helftig undertäilt i wörter, wo men i eerschter linie söll leere, und i wörter, wo me sich schpöötter cha mërke.

züritüütsche grundwortschatz im alfabeet

Di nöötigschte wörter mit sorgfalt uusgsuecht us em züritüütsche wortschatz, das men en äifachi underhaltig cha füere.

I dem buech sind all 3459 wörter em ABC naa ii-ggräit und i irne verschidne bedüütige mit de wörter vom grundwortschatz erchlèert.

Bi jedem wort schtönd di wichtige formen und satzbiischpiil.

züritüütsche grundwortschatz, zämegschteelt vom Viktor Schobinger. abc und theme. Schobinger-Verlag Züri 2010. Im toppelphack Fr. 50.- ISBN 978-3-908105-69-5 (toppelphack).

rede – säge – schwätze

wo ist der unterschied? *muesch halt rede mit de lüüt, mit em vee redt mer au.* und so reden wir oft auch dann, wenn wir nichts zu sagen haben. *soo, frau beyeler, händ si für miich ä na öppis glaa im banko-maat?* wir sollten diese blabla-gespräche nicht gering achten, diese äusserungen ohne mitteilenswert. ich will ja nur meiner nachbarin mit diesem *toon-aagèè* anzeigen, dass sie für mich nicht luft ist. und manchem zeitgenossen, der mir auf dem weg zur post verkommt, blind oder taub oder beides, möchte ich zurufen: *mach s muul uuf, oder häsch araldit grfresse?*

das neue zürichdeutsche wörterbuch umreißt das wortfeld *rede* mit den folgenden träfen beispielen: *red ä öppis! dè cha rede wien es buech. me hät über en gredt. e sach z bode rede. em reden aa isch er en sanggaler.* und für *säge* führt es an: *vo söizi säit si seig si. nüüt gsäid isch ja gsäid. s isch nöd zum säge. me sött nöd alls luut säge wo me liislig tänkt.*

im wort *schwätze* dagegen klingt meist ein stück geringschätzung an. *e tumms gschwätz isch daas!* die lehrerin mahnt die kinder, wenn sie an der schriftlichen arbeit sein sollten: *hæred uuf schwätze!* zwar die abgeschwächte form gibt es auch: *mer händ dänn na chli gschwätzt mitenand.* das ist nicht abschätzig, aber doch belangloser gemeint als *gredt*.

neben den leuten, die ihre sprache mit «gepflegteren» ausdrücken glauben anreichern zu müssen (*bechoo* statt *überchoo*, *hüte* statt *hüt*, *pfèrd* statt *ross*) gibt es auch jene anderen, die glauben besonders gut mundart zu reden, wenn sie *schwätze* sagen statt *rede*. *über daas tüe mer dänn emaal na mitenand schwätze,* habe ich kürzlich aufgeschnappt. nein, «reden» und «schwätzen» sind zweierlei und sind auch in der mundart nicht einfach austauschbar.

allerdings scheint das wortfeld *schwätze* ennet dem rhein, im badischen, etwas weiter gefasst zu sein. im alemannischen wörterbuch (rudolf post/friedel scheer) finden wir die beispiele: *eweng drum-rum schwätze. i schwätz jo ou kai rassereines konsch-tanzerisch me. wer viel schwätzt lüegt viel.*

vorläufig wird aber noch munter *drufloos gredt und gschwätzt und gschwaflet und prediget, doziert und gschnuret und uusgrüeft, gflüschteret, telifoniert und gjameret und gmäiset und gkiflet. wënn d öppis z säge häsch, dänn red.*

Heinz Gallmann, Zürichdeutsches Wörterbuch. Zürich 2009. ISBN 978-3-03823-555-2.

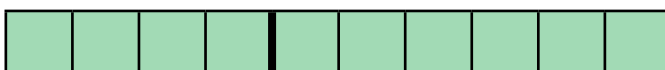
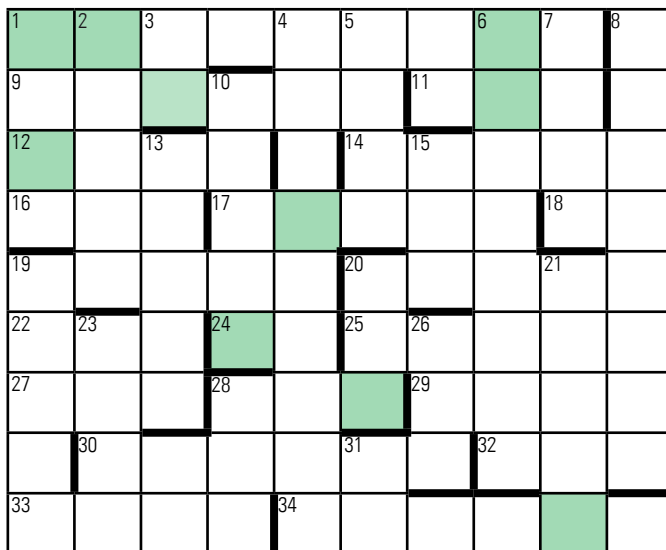
Rudolf Post/Friedel Scheer-Nahor, Alemannisches Wörterbuch. G. Braun Buchverlag. Karlsruhe 2009. ISBN: 376-5-08534-0.

DAS KREUZWORTRÄTSEL

waagrecht

I = Y = J

- 1 wenn der abendliche Ausgang ins Geld geht
- 9 Schweizer Maler, gest. 1977, er war l'un
- 11 in Griechenland im gutem Gebrauch stehender Trank (in Lautschrift)
- 12 rechtskonforme Gebirgskette
- 14 erwachsenes Tussi (Git s das Woort? lez git s es.)
- 16 Übersetzung von frz. lac (que lac-je)
- 17 wenn sie ihm ein Bühnenbild mit CE macht, oder er ihr
- 18 der halbe und kurze Kanton im Autozeichen des Adlers
- 19 trotzdem ein anständiges Mitglied unserer Redaktionskommission
- 20 Wo sind die? auf der Fahrt, faaria faaria ho!
- 22 zusammen mit 29 waagrecht ein Dreiwortsatz – aber wer sagt schon so was...
- 24 ein Dessous andersrum, wenn es nicht am Himmel surrt
- 25 dessen Kuss an Bekanntheit kaum übertroffen ist
- 27 Schaffen wir's? Yes, we ...
- 28 kein Wort, eher eine missfällige Lautäußerung des Schneiders Böck
- 29 nicht gerade gescheit
- 30 Der Herr lege im Spiel den ersten Stein.
- 32 äine mit Haar uf de Bruscht, en richtige ...
- 33 sollt ihr sein, nach eurem Jawort
- 34 als ob sie stets mit dem Notizblock herumliefen



Lösungswort: Lieblingsausdruck der Birgit total

Wer bis ende Jahr das richtige Lösungswort auf unserer Webseite eingibt (www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/Lösungswort), nimmt an der Verlosung von 5 Büchern »seit mer soo oder andersch« von Viktor Schobinger teil.

Des Rätsels Lösung 2/10

waagrecht 1 IDENTITÄT 2 PAAR 6 ROCK 8 KEINE 10 AUTOS 11 LISA 13 TRAM (OUTRAM'S WAY) 15 NIPPEN 17 REHA 19 AVERS 22 OS (KNOCHEN) 24 IDIOM 27 TOM 28 SOLCHE 31 ESAU 33 NOI 34 NOTAUSGANG

senkrecht 1 PATRIOTEN 3 AU 4 ATA 5 ROMANDS (aber nicht alle) 6 RS 7 OLIV 8 KAESE 12 SPRACHE 14 RED 15 NATION 16 PET 18 HEIMAT 20 IO 21 TU 23 SOSO 25 MCI (1101) 26 NEIN 29 LOS 30 LUG 32 UA (URAUFFÜHRUNG)

Lösungswort: UNBEFANGEN

senkrecht

- | | |
|---|--|
| <p>1 geflügelte Firma, leiht Vehikel aus</p> <p>2 Ggs. zum feudalen Herrn</p> <p>3 pro nomen, für HErr</p> <p>4 läuft nicht davon und bleibt solide stehn</p> <p>5 Wesen, das wie eine Amphibie in zwei Welten lebt, denn Papier nimmt alles an</p> <p>6 Caesar ist nicht zu sprechen, er ist am Essen. (Einspruch: das Wort gibt's nicht.)</p> <p>7 das erste Wort des jungen Lateiners</p> <p>8 Wer mit Charon hin und auch wieder zurück gefahren ist, muss es haben.</p> <p>10 lässige Eigenschaft, auf die sich rasch reimen lässt</p> | <p>13 Wer darein einen Fall tut, der kann was erleben.</p> <p>15 eintönige Schule?</p> <p>19 im Plural: Kaltblütler, im Singular: eingelagert z Bern obe</p> <p>20 Steigerung von 3 senkrecht</p> <p>21 alttestamentliche Frau, die viel Aufwand trieb, um schwanger zu werden (lohnend nachzulesen in Genesis 38)</p> <p>23 hochsommerlicher Vergnügungsort in der deutschen Schweiz</p> <p>26 O du! singt ... (Vorname des Stars aus Klagenfurt)</p> <p>28 bündnerische Industrieanlage, welche nicht Stroh drischt, eher Emd veredelt, und dies emsig</p> <p>31 polyglotte Übersetzung von zürichdeutsch <sichernööd></p> |
|---|--|

Viktor Schobinger

säit me soo oder andersch?

dialäkt zum naaschlaa wien im wörterbuech

En aalätig für all, wo züritütsch leered, aber au für all, won öppis mee wetted wüssen über vergangehäit und gägewaart von öiseren umgangsschpraach. Wër hiiwiis und raatschlèg suecht für zwiifelsfäll, wie me züritütsch söll reden und schriibe – daa isch si.

Zweifelsfälle der zürichdeutschen Sprache, zusammengestellt von Viktor Schobinger. 246 Seiten, 22 Sprachkarten, 1 Diagramm, Tabellenkästchen, nochmals erweiterte 5. Auflage 2008, Fr. 34.00

Alle Bücher von Viktor Schobinger sind vorrätig bei der Buchhandlung Beer, St. Peterhofstatt 10, 8001 Zürich
 buchhandlung@buch-beer.ch \ <http://www.buch-beer.ch>

ABONNEMENTSBESTELLUNG

ABONNEMENT

SCHWEIZERDEUTSCH

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH kann bezogen werden

- im Jahresabonnement (3 Hefte) für 27 Franken
Bestellung bei Thomas Marti, Untere Hardegg 32, 4600 Olten (Talon unten)
Telefon 062 296 77 80 Mail: thomarti@bluewin.ch
- als Mitglied eines Zweigvereins
Diese Abonnemente sind im Mitgliederbeitrag inbegriffen.
Kontaktadressen auf der Umschlagseite gegenüber.

Talon einsenden an Thomas Marti, Untere Hardegg 32, 4600

BESTELLUNG

SCHWEIZERDEUTSCH

Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz

Jahresabonnement 2011 für 27 Franken

NAME

ADRESSE

TELEFON

MAIL

Geschenkabonnement für

NAME

ADRESSE

Heft 1/2011 (April) als weitere Probenummer

ADRESSEN

VEREIN SCHWEIZERDEUTSCH

Präsident: Alfred Vogel
Postfach 111, 8460 Marthalen
052 319 21 79
av@alfredvogel.ch
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

Bärdütsch-Verein

Präsident: Prof. Dr. Hans Ruef
Lediweg 16, 3854 Oberried am Brienersee
033 849 16 84
www.baernduetsch-verein.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zürich

Präsident: Dr. Heinz Gallmann
General-Wille-Strasse 288
8706 Meilen
044 793 24 54
hgallmann@quickmail.ch

Verein Schweizerdeutsch – Gruppe Zugerland

Präsident: Dr. Beat Dittli
Fuchsloch 10, 6317 Oberwil bei Zug
041 710 32 47
beat.dittli@bluwewin.ch

SPRACHSTELLE

Auskunft und Beratung zu allen die schweizerdeutschen Dialekte betreffenden Fragen erhalten Sie von unserer Sprachstelle:

Dr. Alfred und Renate Egli
Untere Heslibachstrasse 1, 8700 Küsnacht ZH
044 910 73 78
alfred.egli.wildi@gmail.com
Bitte geben Sie auch bei einer Anfrage per Mail Ihre vollständige Adresse an.

VERANSTALTUNGEN

VSD GRUPPE ZÜRICH

Mittwoch, 15. Dezember 2010, 14.30 Uhr, Lavaterhaus,
St. Peterhofstatt 6, 8001 Zürich

Deutsch-rätoromanischer Sprachkontakt

Ricarda Liver, Lützelflüh

Mittwoch, 12. Januar 2011, 18.15 Uhr, Lavaterhaus

Vom Manuskript zum Buch - Geschichten rund um das Büchermachen

Hans-Peter Thür, NZZ Libro

Mittwoch, 14. Februar 2011 18.15 Uhr, Lavaterhaus

Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz

Helen Christen und Elvira Glaser, Universitäten Freiburg und Zürich

Samstag, 26. März 2011, 14.30 Uhr, Lavaterhaus

Jahresbott, anschliessend Vortrag:

Flur- und Siedlungsnamen in Guntalingen und Waltalingen

Hansruedi Frei, Unterstammheim

Zürichdeutschkurs

für Personen mit guten bis sehr guten Deutschkenntnissen, welche Schweizerdeutsch (besser) verstehen und auch selbst sprechen lernen möchten.

Neue Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene:

vom 7. März bis 11. Juli .2011, montags 18.30 Uhr, Kantonsschule Hottingen, Minervastrasse 14, Zürich

Auskunft und Anmeldung: www.spraach.ch

oder Dr. Alfred Egli, Küsnacht 044 910 73 78

Lehrmittel: Renate Egli-Wildi, Züritütsch versta, Züritütsch rede

Veranstalter: Verein Schweizerdeutsch, Gruppe Zürich

IN DEN NÄCHSTEN NUMMERN

Mundart in den Medien

Josua Boesch, d Psalme. Züritüütsch

Die Deutschen und das Schweizerdeutsch